

Kriegsausgabe



Reclams Universum

Mit der Unterhaltungsbeilage 1870/71
◆ Erinnerungen und Betrachtungen ◆

Preis 35 Pfennig.

Bezugspreis ohne Zustellungsgebühr
bei Vorauszahlung vierteljährl. 4 Mk.

Beachtenswerte Mitteilungen.

Der k. k. österreichisch-ungarischen Heeresverwaltung sind im Auftrag des Preussischen Landwirtschaftsministeriums von der königl. Bade- und Brunnenverwaltung zu Bad Ems vorläufig bis zu 50 000 Gefäße Emser Wasser kostenfrei für die verwundeten und kranken Kriegsteilnehmer durch Vermittlung ihrer Generalvertretung, der Firma S. Mattoni N.-G. in Wien, zur Verfügung gestellt worden. An die deutschen Truppen sind bereits große Mengen Emser Wasser zur Verteilung gelangt.

Was sind Sommersteiner Regenerationskuren? Wer von unseren Lesern bei inneren und äußeren Leiden, wie Nervenkrankheit, Gicht, Rheuma, Nervenschwäche u. a. über die Heilwirkung der Sommersteiner Regenerationskuren genau unterrichtet sein möchte, dem ist dies jetzt leicht möglich durch eine von der Direktion des Kurbades Sommerstein bei Saalfeld neu herausgegebene Broschüre, die an Universumleser vollkommen kostenlos abgegeben wird. Wie alljährlich, so werden auch dieses Jahr im Herbst und Winter, auch während des Krieges, die Sommersteiner Regenerationskuren angewandt und bringen den Besuchern gute Erfolge. Kurbad Sommerstein hat eine entzückende wald- und sonnenreiche Höhenlage, daher eignet es sich auch für Rekonvaleszenten und zur Erholung in den Herbst- und Wintermonaten in hervorragender Weise.

Photographische Winke. Selbst in der jetzigen ernsten Zeit sollten die Jünger der Lichtbildkunst nicht völlig untätig bleiben, wenn auch Aufnahmen im Freien angesichts der kriegerischen Lage hier und da behindert sind. Es liegt infolgedessen mehr denn je Veranlassung vor, der Blitzlicht-Photographie näher zu treten, um so mehr, als sie alle ihre früheren Schrecken verloren hat. Nicht nur, daß sie durchaus lebenswahre Gesichter der aufzunehmenden Personen ergibt, da das kalte Aussehen und geschlossene Augen in Formfall kommen, ist auch die Handhabung der erforderlichen Materialien ein gefahrloses Vergnügen. Natürlich trifft dies nicht unter allen Umständen zu, vielmehr muß man in der Auswahl der zu benutzenden Fabrikate vorsichtig sein. Man darf nur zu solchen greifen, deren Hersteller

für zuverlässige und leistungsfähige Erzeugnisse Gewähr bieten, wie beispielsweise die von der Aktien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin S. O., hergestellten Blitzlicht-Artikel „Agfa“-Blitzlicht, „Agfa“-Blitzlampe und „Agfa“-Belichtungsabelle, sowie die „Agfa“-Kapselblitze, die in äußerst feiner Anordnung „Agfa“-Blitzlicht, -Lampe und -Belichtungsabelle gewissermaßen in kondensierter Form vereinigen. Da ein Hauptvorzug des „Agfa“-Blitzlichtes die Entwicklung eines mit geringen, durchsichtig weißen Raubes ist, ist seine Benutzung auch in Räumen mit sehr empfindlicher Ausstattung unbedenklich. Zur Information über Eigenschaften und Preise der „Agfa“-Blitzlicht-Artikel versendet die vorenwähnte Aktien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin S. O. 36, an Interessenten umsonst und portofrei instruktive, mit Blitzlicht-Aufnahmen versehene Druckfachen und Broschüren, die auch in den besseren Photoabteilungen erhältlich sind.

„Wer den Pfennig nicht ehrt...“ Dieses alte Sprichwort kommt gerade jetzt wieder zu Ehren, namentlich in den Haushaltungen, in denen keine Einschränkung der äußeren Lebensführung, aus diesen oder jenen Gründen, angängig ist, ebenso bei Hotelverwaltungen, den Vereinen, die sich der öffentlichen Wohltätigkeit durch Beschaffung von Speise und Trank für Arbeitslose und Notleidende gewidmet haben. Durch günstigen Einkauf der täglich meistgebrauchten Lebens- und Genussmittel, in erster Linie von Kaffee, Tee, Marmeladen, Honig u. a., können große Ersparnisse erzielt werden, am besten aber durch Einkauf allen Bedarfs bei einer großen, zuverlässigen Versandfirma. Als besonders leistungsfähig können wir den Lesern von Reclams Universum die Kaffee-Großrösterei Rauer & Co., Berlin C. 9, Neue Schönhauserstraße 3, empfehlen, deren neuzeitliche Betriebseinrichtungen eine stets tadellos verfeinerte, gereinigte und geröstete Ware garantieren. Die Röstmaschinen leisten täglich bis zu 50 Zentnern, ein Beweis für den enormen Absatz, der der Firma Rauer & Co. einen sehr günstigen Einkauf und damit auch billige Verkaufspreise ermöglicht. Der Bezug der neuen Preisliste ist auch Hotels, Restaurants, Krankenhäusern und Lazaretten, sowie insbesondere Vereinen, Korporationen für die Pflege der öffentlichen Wohltätigkeit, Behörden usw. dringend zu empfehlen. Wir bitten, sich dabei ausdrücklich auf Reclams Universum zu beziehen.

Den neuen Winterhut garnieren Sie mühelos mit meinen „Atama“-Edelstraußfedern



Straußfedern bleiben immer in der Mode, sind immer elegant und vornehm, der dankbarste Hutschmuck, da sie von Jahr zu Jahr immer wieder Verwendung finden können. „ATAMA“ sind meine besondere Spezialität und tragen den Ruf meiner Firma über die Erde. „Atama“-Edelstraußfedern sind nur von mir zu haben und kosten jetzt 30 cm lang M. 3.—, 35 cm M. 6.—, 40 cm M. 10.—, 50 cm M. 15.—, 60 cm M. 25.—. Ausw. geg. Ref. Federstößen, 2 m lang, in schwarz, weiß, braun und grau, nur M. 8.50.

H. Hesse, Dresden, Scheffelstr. 10, 12, 28



Verwendet
„Kreuz-Pfennig“
Marken
auf Briefen, Karten usw.



Trinken Sie nur
Rauer's Mischungen
denn sie bieten den besten Ersatz für reinen.

Bohnen-Kaffee

Rauer's feinste Mischung

pro Pfund M. 1.10

Marke Gelb: pro Pfund 1.00

pro Pfund 80 Pf.

ganz besonders empfehlenswert!

Kaffee-Rösterei

Rauer & Co.

nur Berlin C 9,

Neue Schönhauserstr. 3

Wir unterhalten weder

Filialen noch Niederlagen

Eine Anzeige an falscher Stelle in einer ungenügend verbreiteten und daher wenig gelesenen Zeitung gleicht einem schlecht angelegten Angriff, der stets zu einer

verlorenen Schlacht

führt. — Mit an der Spitze der deutschen Zeitungen marschiert der

General-Anzeiger

für Halle und die



Provinz Sachsen

mit einer Auflage von über 70000 Exemplaren. Preisangebote für Anzeigen und Probenummern kostenlos durch die Haupt-Geschäftsstelle

Halle an der Saale, Große Ulrichstraße 16a.

Verlag von Phil. Reclam jun.
in Leipzig.

G. Kennan

Russische Gefängnisse

Schilderungen. Univ.-
Bibl. Nr. 2924. Geb.
20 Pf. In Leinen-
band 60 Pf.

Sibirien

Schilderungen. 3 Bd.
Universal-Bibliothek
Nr. 2741 42. 2775/76.
Geb. je 20 Pf. 2883.
Geb. 20 Pf. Zuf.
in einem Leinenband
M. 1.50.

Kennans Schilderungen erregen beim ersten Erscheinen ungeheures Aufsehen in der ganzen Kulturwelt. Für das Verständnis russischer Zustände sind sie sehr wertvoll.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Reclams Universum

31. Jahrgang

Hest 6

5. Nov. 1914

Inhalts-Verzeichnis

Illustrierte Weltrundschau:

Aufsätze und Rundschauen:	Seite
Ernste Reden in ernster Zeit. VI. Der Feind. Von E. Nießen-Deiters.	545
Der Weltkrieg. Von Generalmajor v. Loebell	553
Die Chronik des Weltkriegs	555
Opfer des Krieges	556
Die Toten	556

Abbildungen:

Die Schuld. Von Ludwig Fahrenkrog. (Tiefdruck-Kunstbeilage.)	
Deutsche Wacht an der Meerenge von Dover	545
Deutscher Doppelposten an der Kanalküste	546
Schauplatz der Kämpfe zwischen Nieuport und Lille	546
Szenen aus dem Leben deutscher Soldaten	547
Opfer eines Artilleriegefechts	548
Herzogin Adelgunde von Modena	548
Eine deutsche Artilleriescheinstellung	549
Das Wirkungsfeld der Zeppelin-Luftschiffe. (Karte)	550
Deutsche Luftschiffe über London	551
Führer und Besatzung des Kriegsluftschiffs Z 4	552
Der russisch-türkische Kriegsschauplatz. (Karte)	553
König Friedrich August mit dem deutschen Kronprinzen	554
Großherzog Ernst Ludwig von Hessen	555



Fürs Vaterland. Gedicht von Rudolf Herzog	105
Der Weltbürger. Ein Kriegsroman von Walther Schulte vom Brühl. (Fortsetzung)	106
Manen auf einem Patrouillenritt. (Illustr.)	107
Auf Requisition in Feindesland. (Illustr.)	109
Anspitzende Artillerie. Nach einem Gemälde von Anton Hoffmann. (Illustration)	111

Wenden!

Die Sanitätshunde. Von Dr. Ludwig Staby. Mit einer Kunstbeilage und zwei Text- Abbildungen	112
Kriegshunde und ihre Führer	112
Ein Kriegshund führt zu einem im Wald liegenden Verwundeten	113
Kriegshunde. Nach einer Zeichnung von Gertrud Klidiger. (Kunstbeilage.)	
Ein feindliches Fort nach der Beschiesung durch die Deutschen. (Illustration) . . .	114
Im Sperrfort. Novelle von Karl Hans Strobl	114
Das französische Sperrfort Camp des Romaines. (Illustration)	115
In den Trümmern eines Forts nach der Be- schiesung durch die deutschen Geschütze. (Illustration)	117
Berlin im Krieg. Von Karl Fr. Nowak. Mit zwei Abbildungen nach Zeichnungen von A. Jarosy	118
Die Not der Zeit: Der elegante Zeitungs- verkäufer	118
Eine Siegesbotschaft: „Extrablatt! Extra- blatt!“	119
Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch. VI. Serbisches Abenteuer	120
Oesterreichische Verwundete in der Kapelle des Wiener Augartenpalais. (Illustr.)	120
Kavalleriepatrouille auf dem österreichisch- ungarischen Kriegsschauplatz. (Illustr.)	121
Krankensaal in dem als Hilfslazarett ein- gerichteten Palais Palffy. (Illustration)	122
Oesterreichische Infanterie an der bosnisch- serbischen Grenze. (Illustration)	123
Der Panславismus. Von Hofrat Univer- sitätsprofessor Dr. Artur Kleinschmidt . .	123



Beilage zu Reclams Universalium.

1870 71. Erinnerungen und Betrachtungen von
Prof. Dr. Heinrich Fritsch. (8. Lieferung.)



Beachtenswerte Mitteilungen. Briefkasten. Für
die Hausfrau. Kriegshumor. Neuerscheinungen
aus Reclams Universal-Bibliothek.

Man bezieht Reclams Universalium durch Buchhandel und Post.

Jährlich erscheinen 52 Hefte zu je 35 Pfennig. — Der
vierteljährliche Bezugspreis (ohne Zustellungsgebühr)
beträgt für 13 Hefte 4 Mark.

Liebhaber-Ausgabe:

Jährlich erscheinen 52 Hefte zu je 60 Pfennig. — Der
vierteljährliche Bezugspreis (ohne Zustellungsgebühr)
beträgt für 13 Hefte 6 Mark.



Tiefdruck-Kunstblatt

Ludwig Fahrenkrog, Die Schuld.

Reclams Universum



Für Nachdruck aus Reclams' Unternehmung ist verboten. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für unverlangte Einsendungen übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Erste Reden in ernster Zeit.

VI. Der Feind. Von E. Nießen-Deiters in Bonn.

Die englische Kriegserklärung, unter allzu dürftigem Vorwande, hat zur Zeit ihres Eintreffens nicht nur manchen, nein vielen von uns einen Stoß bis ins Herz versetzt. Und am stärksten denen von uns, denen es am ernstesten war mit der Erhaltung des Friedens, die über die bloße Utopie der allgemeinen Völkerverbrüderung hinweg am ernsthaftesten über die praktischen Möglichkeiten nachgedacht hatten: wie Europa — und damit der Welt — die Segnungen des Friedens erhalten werden könnten. Die leistungsfähigste Nation zu Lande und die leistungsfähigste Nation zur See, in ehelicher und vernünftiger Verständigung: dieser Gedanke schien von allen die meiste Wahrscheinlichkeit für die Erhaltung des Friedens wenigstens unter den europäischen Großmächten in sich zu bergen.

Wir alle, die wir mit dieser Möglichkeit gerechnet hatten, haben uns getäuscht. Nicht im Grundgedanken, aber in den Vorbedingungen. England hatte und hat nie den ehrlichen Willen zum Frieden. Es hatte und hat stets ausschließlich den Willen zur Vorherrschaft. Krieg und Frieden sind ihm, je nach der jeweiligen Zweckmäßigkeit, lediglich Mittel zur Befestigung dieser Vorherrschaft. Es ist gewisslich eine der grimmigsten Ironien der Weltgeschichte, daß sich in diesen ersten Monaten des Krieges alle Völker über den „Imperialismus“ des Deutschen Reiches aufregen und darüber die Politik des imperialistischsten Staates der Welt aus den Augen verlieren. Es ist für den Denkenden eine der tollsten Komödien, zu erleben, wie das pedantisch ehrliche Deutschland, durch die äußerste Not gezwungen, die dem Geiste nach längst illusorisch gewordene Neutralität Belgiens zu durchbrechen, mit gellendem Geschrei als „der Völkerrechtsbrecher“ verdammte wird, während das ewig völkerrechtsbrechende England salbungsvoll die

Rolle des Beschützers der Schwachen einnimmt — daselbe England, das Indien ausfaugte, das die Buren vergewaltigte, das widerrechtlich Ägypten einsackt und das eben jetzt mit Hilfe neidischer Nachbarn Deutschland abzuwürgen versucht, den aufstrebenden Staat, in dem es den Kronpräsidenten seiner morschen Vorherrschaft fürchtet.

Wir haben uns ferner in der Annahme getäuscht, daß England überhaupt einer aufrichtigen Kameradschaft fähig wäre. Der dem Engländer zur zweiten Natur gewordene Wille zur Vorherrschaft schließt eine Kameradschaft von vornherein aus; andere Staaten können mit England nur kühl-hässliche Beziehungen unterhalten, in ein engeres Verhältnis zur „Beherrscherin der Meere“ tritt man nur als Vasall oder als Feind. Und schließlich haben wir uns auch noch in der letzten Vorbedingung getäuscht: England ist nicht mehr die leistungsfähigste Nation zur See. Es ist nur die zurzeit noch reichste an Schiffen, Geld und Einfluß, was aber ganz und gar nicht ausschlaggebend ist; denn es ist gleichzeitig die ärmste an Gütern, denen die Zukunft gehört: an persönlicher Opferwilligkeit, an innerer Wahrhaftigkeit und an Idealismus.

Auf welcher Grundlage steht denn in Wirklichkeit Englands heutige Macht? Bei Licht besehen: auf dem Glauben anderer Völker an diese Macht. Auf dem Glauben von Völkern, die zum Teil zurzeit verblendet sind durch persönlichen Haß oder Neid, auf dem Glauben von Völkern, die je nachdem brutal oder geschickt niedergehalten werden. Wie aber, wenn die Verblendeten eines Tages sehend werden, wenn die Unterjochten aufstehen, sich zu erheben? Kann England sich dann überhaupt selbständig helfen?

Wer führt denn Englands Kriege? Englands Tapferkeit? Englands Ehre? Englands Vöden?



Deutsche Wacht an der Küste Belgiens. Cop. Vereenigde Fotobureaus, Amsterdam.



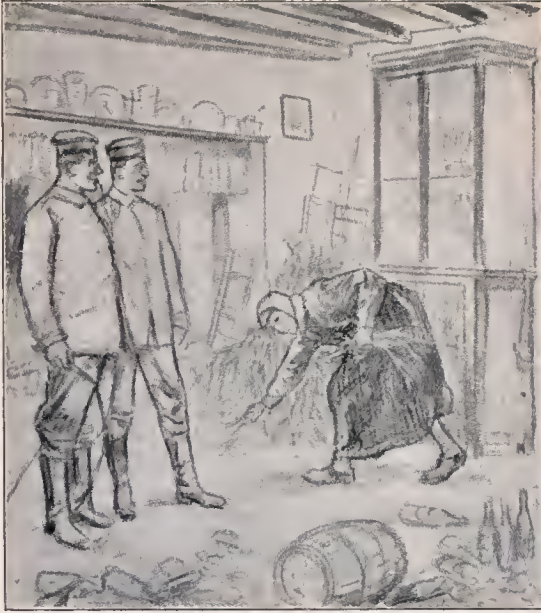
Ein deutscher Doppelposten an der Kanalküste bewacht eine angetriebene englische Seemine. Von dem Eintreffen der deutschen Truppen an der belgischen Küste entwirft ein Bewohner von Ostende folgende Schilderung: „Die Deutschen wollten nur eines sehen: das Meer! Und so fragten sie jeden Zivilisten: Wo ist das Meer? Das Meer? Alle Soldaten sind dann schleunigst zum Strand heranzumarschieren, und sie haben sich vor die Klut gestellt, die an jenem Tage gerade sehr still war, und diejenigen, die vielleicht zum erstenmal die Nordsee erblickten, haben über das Meer bis zum Horizont hinaufgestarrt. Hinter dem Horizont liegt aber England. Diese Frage nach dem Meer ist den Belgiern als die stärkste, als die am meisten auffallende Erinnerung zurückgeblieben.“ Cop. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Fremde Völker führen Englands Kriege auf fremdem Boden, und der wirklich englische Teil der Heere, die für England kämpfen, ist gefaßt. Englands Geldsack führt Englands Kriege. Nein, schlimmer noch. Farbige führen Englands Kriege, selbst im Herzen Europas. Wenn es bis jetzt die Frage war, ob Europa die Vorherrschaft Englands ertragen wolle: von jetzt ab erhebt die Frage, ob Europa die Vorherrschaft Englands selber ertragen

kann. Und darauf gibt es nur ein kurzes und bündiges „Nein!“ Ein Volk, das, sei es aus Egoismus, sei es aus Schwäche, die brennendsten Lebensinteressen eines weißen Erdteiles so weit verkennt — ein Volk, das die Lebensbedingungen Europas so frevelhaft untergräbt — ein solches Volk wird zur Gefahr für Europa. Die fernere Vorherrschaft eines solchen Volkes richtet den europäischen Kontinent zugrunde. Und wenn keine andere Großmacht in Europa den klaren Blick für die Gefährdung



Der Schauplatz der Kämpfe zwischen Menport und Lille. Unsere Karte zeigt ebenso wie die Abbildung im letzten Heft, S. 542, die großen Geländeschwierigkeiten, die dem deutschen Vorbringen im Wege stehen. Das ganze belgisch-französische Grenzgebiet ist von einer Reihe hintereinander liegender Kanäle und Flußläufe kreuz und quer durchzogen; das Gelände ist zum Teil durch Durchstehen der Flußdämme unter Wasser gesetzt, zum Teil aber durch den anhaltenden Regen sehr schlammig. Das Überdrehen der Wasserläufe und Überschwemmungsgebiete bietet belandern große Schwierigkeiten angesichts des hartnäckigen Widerstands der Verbündeten. Greifen doch hier die Engländer und ihre kolonialen Hilfskrieger oftmals energisch in den Krieg ein, weil sich der Kampf um den Besitz der Kanalküste, also um ihre Interessen, dreht.



Deutsche Soldaten zwingen, nachdem sie sich an den Weinvorräten vollgetrunken haben, eine französische Bauernfrau durch Peitschenschläge, Brennstoffe zusammenzutragen und ihr Haus eigenhändig in Brand zu stecken.



Ein deutscher Soldat, der von seiner Truppe verpreugt ist, stiehlt Milchen, die er roh verzehrt. Er wird als Felddieb von zwei Reportern der „Agence Havas“, des amtlichen französischen Nachrichtenbureaus, verfolgt.



Deutsche Soldaten durchstreifen bei einbrechender Nacht das Land, dringen in einsame Hütten ein und berauben die armen Bewohner ihres tagen Mahls.

„Szenen aus dem Leben deutscher Soldaten.“

Nach Zeichnungen aus der weitverbreiteten englischen Zeitschrift „The Graphit“.

Die Darstellungen, die keines Kommentars bedürfen, sind typisch für den Geist, der die englische Presse seit Ausbruch des Krieges beherrscht.



Französische Bauern finden im Walde deutsche Soldaten, die sich aus Furcht vor dem Feind erhängt haben.

unseres Erdteils hat, wenn Haß und Gier, Mißverständnis und Neid den anderen Großmächten zeitweilig den Blick trüben für das, was Europa braucht, um sich und seine weiße Rasse im Wettbewerb mit den anstrebenden Erdteilen zu behaupten, dann muß das Herz Europas, dann muß Deutschland herhalten. Dann hat Deutschland nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, sich selbst und damit die Lebensinteressen des europäischen Kontinents durchzusetzen.

Gegen England!

Es hat eine Zeit gegeben, wo es heißen konnte: England

und wir. Die Zeit ist um. Fortab heißt es: England oder wir. Es hat eine Zeit gegeben, wo wir England bewunderten, ehrlich und treuherzig, wie immer nur ein junger Bursch den älteren Kameraden bewundern kann. Die Zeit ist um: wir haben des älteren Kameraden Schande und Schwäche gesehen und sind skeptisch geworden. Es hat eine Zeit gegeben, da wir England mit den aufrichtigsten Gefühlen die Freundeshand gereicht haben würden. Die Zeit ist nun: wir wissen jetzt, daß England uns mit allen Mitteln und auf alle Weise zu verderben trachtet, selbst auf Kosten von ganz Europa. Es



Die Schrecken des Krieges: Opfer eines Artilleriegefechts.

gibt nur eine Antwort, die ein lebenskräftiges Volk auf einen solchen Mordversuch zu geben hat.

England oder wir! — Was schieert es uns letzten Endes, wenn England heute vielleicht noch die breiteren Schultern hat! England ist ein Reich, das dem Greisenalter zugeht. Was schieert es uns letzten Endes, daß Deutschland die suchtskluge Hinterhältigkeit gemangelt hat, mit der England uns von allen Seiten eingebaut! Deutschland ist ein junger Bursch, dessen Schultern von selber breiter werden, dessen Muskeln um so straffer werden, je härter er um das Seinige arbeiten muß; es ist das Vorrecht seiner Jugend, zuzulernen. Wir kennen ihn ja nun: den Feind! Wir haben zur Zeit eine reiche Auswahl von Feinden; aber unter all unseren europäischen Feinden ist keiner, dessen Lebensinteressen mit denen des europäischen Kontinents und mit den unseren dauernd unvereinbar wären — außer England. Wenn wir auch jetzt im Kriege mit ihnen leben: in der Weltpolitik der Zukunft werden die Interessen der europäischen Völker zusammenlaufen im Interesse Europas — mit Ausschluß von England. Das Inselreich, dessen Lebensinteresse die Schwächung der Kontinentalmächte erfordert, der Waffengefährte der Gelben und der Schwarzen kann nicht länger die Vormacht von Europa sein. Alle anderen sind unsere zeitweiligen Feinde in Europa — England ist unser ewiger Feind in der ganzen Welt!

Deutsche! Hämmern wir es den kommenden Geschlechtern tief ins Herz, auf daß sie sich nicht wieder täuschen lassen, wie wir uns haben täuschen lassen. Deutsche! Erziehen wir unsere Jugend statt zu Fraktionsstreitigkeiten zu klarem Blick für die Weltpolitik! Ihr Väter und Mütter, ihr Lehrer und Volkserzieher, ihr Dichter und Denker: Lehrt es die heranwachsenden Geschlechter, wer der Feind Deutschlands und des ganzen Kontinents ist! Prägt es

ihnen ein, wiederholt es, erklärt es! Es tut not! — Völker haben ein kurzes Gedächtnis. Denkt das Frankreich von heute an die furchtbare Gastfreundschaft des Bellerophon? Denkt das Frankreich von heute daran, wo und wie sein größter Kaiser starb? Denkt das Frankreich von heute daran, daß kein anderer als der große Kaiser, kein anderer als Napoleon es war, der zum erstenmal die Interessengegenständigkeit Englands und des Kontinents scharf erkannte? Napoleon, der Mann, der uns Deutsche erniedrigte wie keiner, und den wir dennoch bewundern — Napoleon schläft in Paris; vergessen ist der Bellerophon, vergessen Sankt Helena, vergessen des großen Kaisers weltumfassende Gedanken, vergessen sein sehr begründeter Haß gegen England. Das Frankreich von heute blutet und leidet, auf daß England mächtig bleibe. Sollen auch wir so schnell vergehen? Vielleicht begreifen die europäischen Völker eines Tages, in wessen Interesse sie ihre Volkskraft geschwächt haben, zu wessen Gunsten sie diesen wahnsinnigen Angriff auf das Herz Europas unternahmen. Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Aber das Herz Europas lebt und pocht; nie schlug es heißer! Und das Herz Europas wird und muß trotz Haß und Schmähung und Beschimpfung das Gewissen Europas sein, das Gewissen der Völker — ihr Gedächtnis. An dem Tage, an dem wir Deutsche uns von neuem von England täuschen lassen, an dem Tage verlieren wir das Recht, das Gewissen des Kontinents zu sein. An dem Tage, an dem wir die ersten Augusttage vergessen, hören wir auf fortzuschreiten. An dem Tage, an dem wir alte Sympathien des Blutes wieder an die Stelle der eisernen Notwendigkeit der Staatsinteressen setzen, verlieren wir unsere Kraft. Wie auch immer der jetzige Krieg enden wird: das Deutschtum hat einen schweren Gang zu gehen, und es hat ihn allein zu gehen. Starke Menschen und starke Völkern wird



Herzogin Adelgunde von Modena, die Schwester des verstorbenen Prinzregenten Luitpold von Bayern, starb am 28. Oktober im Alter von 91 Jahren. Sie war die Gemahlin des Herzogs Franz von Modena; als dieser 1859 sein Land durch Revolution verlor, ließ sie sich in Wien nieder. Seit seinem 1875 erfolgten Tode lebte die Herzogin in München.

diese Strecke Wegs nicht erspart: allein und unbeirrt weiter zu schreiten, auch durch eine Flut von Feindseligkeit, Haß, Mißverstehen und Uebelwollen. Wer auf diesem dornenvollen Wege verzagt, der gehört nicht zu den Starken.

Wir Deutsche werden und müssen diesen schweren Weg gehen. Aber wir, die wir wissen, warum wir ihn gehen, wir, die wir aus diesem Wissen unsere Kraft schöpfen, wir werden sterben. Es tut not, unsere Kinder und Enkel zu lehren. Es tut not, unseren Kindern und Enkeln Ursprung und Ziel unseres Weges zu zeigen. Es tut not, unseren Kindern und Enkeln die Waffen zu schärfen für den Kampf der Zukunft: für den Zweikampf mit England.

Kennen müssen sie den Feind. Nicht nur kennen, studieren müssen sie ihn.

Es ist in diesen Tagen gesagt worden, England verdiene mehr unsere Verachtung als unseren Haß. Das mag wahr sein. Aber England wird sich den Teufel um unsere Verachtung scheeren. Man erkläre einem kaltherzigen Börsenjobber, daß man ihn verachte: wird ihn das auch nur einen Tag lang in seiner Tätigkeit hindern? Gott bewahre. Aber man setze einen Aufpuffer an seine Seite, der jede seiner Handlungen nachprüft und an die breiteste Öffentlichkeit bringt, der ihn keinen Schritt tun läßt, ohne vor voller Öffentlichkeit zu sagen, wie und warum er ihn getan hat. Man setze einen intelligenten Konkurrenten neben ihn, der ihm Tag und Nacht keine Ruhe läßt — man gebe ihm klare Köpfe zu Feinden — Männer der Wissenschaft, Zeitungsleute, Kaufleute —, die genug gesunden Haß im Leibe haben, um des Gegners Schwächen zu wittern, und genug nächste und klare Überlegung, um sie anzugreifen und auszunutzen! Das ist die Aufgabe unserer Jugend — nicht nur während dieses Krieges und in Europa, sondern weit über diesen Krieg hinaus und in der ganzen Welt.

Verachtung führt zu Unterschätzungen des Feindes. Und obendrein zu persönlichen Unsicherheiten. Noch wirkt der alte Zauber, das alte Märchen von Englands Macht und Unbesieglichkeit in zu vielen Ländern der Erde, und es gibt zu viele Engländer in allen Ländern, die persönlich alles andere eher als unsere Verachtung verdienen. Verwundter und entschlossener Widerstand in jeder Form ist uns sehr viel nützlicher als Verachtung. Und der entschlossene Widerstand des Deutschen gegen das Engländerium in der ganzen Welt, das ist die Aufgabe, zu der wir ohne Sentimentalitäten und ohne Gefühlsausbrüche unsere Jugend erziehen müssen.

Wir glauben an die Macht des Gedankens — England glaubt an die Macht des Geldsacks. Nehmen wir den Kampf auf. Dieser Krieg hat endlich Klarheit geschaffen, er hat das Tisch Tuch zerschnitten zwischen England und uns. Heute steht das Deutschland allein, heute hat England der Fremde viele. Und auch dieser furchtbare Krieg wird nicht entscheiden. Auch dieser Krieg wird nicht das letzte Wort sprechen, das letzte Wort zwischen uns und England.

England prahlt: es wolle den jetzigen Krieg, den Krieg der Waffen, zwanzig Jahre lang führen, wenn es not tue. Nun wohl: wir werden unseren Krieg, den Krieg des Gedankens, die nächsten hundert Jahre lang führen! Den Krieg des Gedankens gegen den Geldsack, den Krieg des Idealismus gegen den Materialismus, den Krieg der Intelligenz gegen die brutale Macht, den Krieg alles Deutschen gegen alles, was eng- lisch heißt!

England droht: es werde uns anshungern.

Nun wohl: wir unsererseits werden England nicht mehr schlafen lassen.

Vierundvierzig Jahre lang haben wir in Frieden gearbeitet! Vierundvierzig Jahre lang sind Deutsche in alle Welt hinaus-



Von den Kämpfen beim Saarbürger Wald: Eine deutsche Artillerieeinrichtung, markiert durch Wasserleitungsrohren. In dem ausgedehnten Saarbürger Wald standen das 8. und Teile des 13. französischen Armeekorps den deutschen Truppen gegenüber. Es wurde tagelang mit allen Mitteln versucht, die Franzosen zu einem Gefecht aus dem Wald herauszuloden. Als dies nicht gelang, wurden sie durch einen überraschenden bayrischen Sturmangriff hinausgeworfen. Phot. Aug. Kupp.

gegangen, ohne den Schatten einer feindlichen Absicht gegen irgend jemanden, in ehrlicher Arbeit, als Lehrer für alle Völker, niemands Feind. Seit den ersten Tagen des August ist das zu Ende — muß zu Ende sein; einerlei wie der jetzige Krieg endigt: unsere Jugend muß fortarbeiten, muß fortarbeiten hinausgehen um bewußten Gegensatz zu England. Unsere Jugend muß wissen, daß all ihre Friedensarbeit im Lande, all ihre Kulturarbeit draußen in der Welt vergebens ist, solange England vor aller Welt den Stiefelabsatz darauf drücken kann. Unsere Jugend muß wissen, daß unsere Bewunderung für England ein Traum war, der für ewige Zeiten ausgeträumt ist. Es war ein Engländer, der beim Kriegsausbruch es aussprach: „Das ist das England unserer Jugend nicht mehr!“ Deutsche müssen es sein, die in Zukunft alle Völker der ganzen Welt lehren: „Das ist das England der Vergangenheit nicht mehr!“ Deutsche sollen es sein, die das alte Märchen von der englischen Unüberwindlichkeit zerstören. Deutsche sollen es sein, die die Völker nachdenken lehren, welches Recht denn England hat, alle Meere und alle Küsten der Welt zu usurpieren. Deutsche sollen es sein, von denen die englische Herrschaft die erste unheilbare Wunde empfängt; denn wo England herrscht, kann Deutschland nicht blühen, und über Verachtung und Haß hinweg muß die siegreiche Liebe schreiten, die Liebe zu unserem schönen und teuren Vaterlande!

Britannien: Als das junge Deutschland ein Knabe war,

hat dieser Knabe dich heiß bewundert. Du hast die Bewunderung verächtlich zurückgestoßen. Als es ein Jüngling wurde, streckte dir der Jüngling mehr als einmal die Freundeshand entgegen. Du hast ihm zum Dank nach dem Leben getrachtet. Horch — der Mann singt dir jetzt sein Truglied!

Und solange ein deutscher Mund singen kann, soll dir dies Lied in die Ohren gellen und soll dir den Schlaf deiner Nächte und die Ruhe deiner Tage rauben.

Verarmen willst du uns?

Kannst du den Schoß unserer jungen Mütter unfruchtbar machen? Kannst du unseren jungen Männern das Herz aus der Brust nehmen? Kannst du die Köpfe verdünnen, die unsere Friedensarbeit geleistet haben, dieselbe Friedensarbeit, der du dich nicht mehr gewachsen fühltest?

Solange du das nicht kannst, solange ist Deutschland nicht arm. Solange hast du einen Feind auf Erden, Britannien, einen Widersacher, den du dir selbst geschaffen hast — einen Gegner, den die stärkste aller menschlichen Triebfedern führt: Selbsterhaltungstrieb und Liebe, Liebe zum Vaterlande! Solange hast du einen Feind, wachsam und unermüdet, bis Deutschland wieder glücklich und ruhig ist, bis das alte Märchen von der englischen Macht und Herrlichkeit zusammenbricht, bis die misleiteten und unterjochten Völker dich abschütteln werden — bis dein eigener Chronist wehmütig schreiben wird: „Einst war England das mächtigste Reich der Erde!“

Das bedrohte London.

Von Ikarus. Mit einer Zeichnung und einer Karte.

Die „Times“, die abwechselnd im Tone des Eisenfressers und mit der Gebärde des keifenden alten Weibes ihren Sonderfeldzug gegen Deutschland führt, hat sich vor einiger Zeit in der Drohung gefallen, daß die Engländer von der jetzt bestgehasteten Stadt Essen keinen Stein auf dem anderen lassen würden — wenn sie sie erst einmal haben. Mehr Gedanken als diese Invasion ins „Königreich Krupp“ macht offenbar ihr und anderen, selbst verständigeren Leuten das Schicksal Londons bei dem weiteren Vormarsch der Deutschen auf der bisher recht erfolgreich beschrittenen Siegeslaufbahn, ein Vormarsch, den die Engländer einstweilen auf dem Wege durch die Luft in naher Aussicht sehen. Ohne mit England darüber zu streiten, ob nicht auch noch einige andere Aufmarschlinien im Bereiche der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit liegen, wollen wir uns ebenfalls einen Augenblick mit der jetzt in englischen Blättern so vielverörterten Möglichkeit eines Luftangriffes auf London beschäftigen, mag ihn das böse Gewissen der britischen Kriegsbrennstifter auch wirklich in größerer Nähe sehen, als er beabsichtigt ist. Soviel ist ja wohl

jedemfalls sicher, daß die Londoner das gefürchtete Surren der Zeppelin-Propeller, das ihre Phantasie so oft zur Friedenszeit aus den Träumen schreckte, jetzt im Kriege wirklich zu hören bekommen werden! England, schrieb kürzlich ein deutsches Blatt, hat durch seine Stellungnahme im gegenwärtigen Kriege genau das erreicht, was es verhindern wollte, nämlich die Möglichkeit eines Angriffs von Seiten Deutschlands.

Was nun die Möglichkeiten und Aussichten eines Angriffs auf London aus der Luft betrifft, so weiß die gute „Times“ ja bereits, daß zwölf Zeppeline und zwölf Parafels für diesen Zweck bereitliegen; wir wollen über die Zahl nicht streiten und können höchstens daran erinnern, daß es in Deutschland auch noch Schütte-Lanz-Ballons und Militärluftschiffe System Basenach gibt. An den Mitteln wird es also nicht fehlen, wenn der Tanz beginnen soll. Das Jammern gegenüber den Neutralen über die „deutsche Barbarei“ wird sicherlich keinen Schritt verhindern, den unsere Heeresleitung zur Verfolgung ihrer Zwecke für nötig hält, am wenigsten einem Staate gegenüber, der die Schandtaten seiner asiatischen und



Das Wirkungsfeld der Zeppelin-Luftschiffe mit kriegsmäßiger Belastung. Es umfaßt von Antwerpen aus London und die Mehrzahl der englischen Kriegshäfen.



Deutsche Luftschiffe über London.

Die Bombardierung der Arsenale, Kasernen, Bahnhöfe und Beleuchtungswerke sowie die Vernichtung des englischen Kriegsluftschiffes.

Zur das Univerſum gezeichnet von Prof. Hans R. Schulze.



Führer und Besatzung des Kriegsluftschiffes Z 4, denen das Eiserne Kreuz verliehen wurde. So manches Heldentat dieses Luftkreuzers wird erst später bekanntgegeben werden. Er hat wie die Luftkreuzer in Belgien und Frankreich dem Vaterlande gewaltige Dienste geleistet und ist in diesen Tagen wieder tapfer bei seiner Arbeit. Unsere Aufnahme zeigt die Besatzung des Z 4 in Königsberg nach Verleihung der Auszeichnung. Von links nach rechts stehend: Maschinisten Jodetz, Volkmann, Obersteuermann Galle, Maschinisten Thiele, Alener; sitzend: Leutnant Scherzer, zweiter Führer des Z 4, Hauptmann v. Quast, Kommandant des Z 4, Hauptmann Gerde, Führer des Luftschifftrupps 11, als Beobachtungsoffizier, Fahrgenieur Hinz des Z 4; liegend: Steuermann Tischauer, Maschinist Geffretier v. Wostst.

afrikanischen Bundesgenossen nur noch durch die Fabrikation von Dumm-Dumm-Geschossen für Maschinengewehre überbieten zu können glaube! Warum holt England eigentlich nicht auch noch Busch-neger mit vergifteten Pfeilen gegen uns aus den Winkeln seiner Kolonien — oder sollte es mit diesen keine „Bündnisverträge“ haben?) Beiläufig weiß wahrscheinlich jeder verständige Engländer, daß auch bei einem Luftangriff auf London das Privateigentum ebenso geschont werden würde, wie es in allen ähnlichen Fällen nach Möglichkeit geschehen ist. Etwas anderes ist es aber mit öffentlichem Eigentum, mit Arsenalen, Staatsfabriken, mit allen der Kriegsführung irgendwie nützlichen öffentlichen Gebäuden, mit Verkehrsmitteln, Bahnhöfen, mit Elektrizitätswerken, Gasanstalten, genug mit allem, dessen Zerstörung unseren Angriff unterstützen, die Gegewehr des Feindes lähmen und die Dauer des Krieges abkürzen kann. Man braucht sich nur zu fragen, ob dieses England, das deutsche Hilfskreuzer in neutralen Gewässern zusammenschießt, sich einen Augenblick besinnen würde, durch die Zerstörung Hamburgs mit seinen Häfen den Endzweck „seines“ Krieges schneller zu erreichen. — Was aber kann durch einen „Luftkrieg“ gegen London erreicht werden? Vielleicht eben das, was England durch diesen, an allen Enden der Welt gegen uns angezettelten Krieg mit uns vorhatte: eine wirtschaftliche Lähmung, die den danernden militärischen Widerstand anschießt. Man könnte eine Stadt mit 100 000, mit 300 000 Einwohnern angreifen, in Ruin versetzen, ja zerstören, ohne einen wesentlichen Einfluß auf die Widerstandsfähigkeit des Landes auszuüben, dem sie angehört. Anders ist es mit London. London ist das Herz, der Kopf und die Faust von England. Der Pulsschlag einer Welt schlägt oder stockt mit der Arbeit der Londoner City, und eine Läh-

mung des Verkehrs, der Geschäfte, des Handels würde dem Cityman den Ernst der Lage deutlicher vor Augen führen, als das nutzlose Verbluten seiner besten Regimenter und Hilfsvölker auf fremdem Boden.

Soviel von den vermutlichen Wirkungen; wie aber steht es um die Möglichkeiten der „Invasion aus der Luft“? Als Basis eines solchen Angriffs, mögen Flugzeuge oder Luftschiffe oder beide gemeinschaftlich sich daran beteiligen, wäre wohl Calais, das vermutlich bald in deutschen Händen sein wird, oder Antwerpen zu betrachten. Die bisherigen Fahrten unserer Luftschiffe, die sich im Westen bis Antwerpen und Ostende, aber zweifellos auch über den größten Teil der Nordsee erstreckten, mußten von heimischen Häfen aus erfolgen. Sie dürften sich über Entfernungen von 300—500 km zwischen Hafen und Ziel erstreckt haben. Auch auf dem östlichen Kriegsschauplatz sind Reisen von rund 1000 km den bisherigen Berichten nach ausgeführt worden. Die mit voller Besatzung und großen Betriebsmitteln ausgeführten Abnahmefahrten der Starrluftschiffe erstreckten sich zum Teil über weit größere Entfernungen. Im Verhältnis dazu handelt es sich bei einer Expedition gegen London oder wichtige Objekte der Kriegsführung in seiner Umgebung um verhältnismäßig geringe Abstände. Man darf dabei natürlich voraussetzen, daß dafür, wie für jede andere Maßnahme gegen England, das eroberte Küstengebiet an der Straße von Dover in jeder Weise dienstbar gemacht wird. London ist von Calais 150, von Antwerpen 300 km weit entfernt, und ein großer Luftkreuzer würde auf diese Entfernung wahrscheinlich mehr Munition, als erwartet wird, mitnehmen können, um trotzdem nach beliebigem Verweilen über dem Feinde seinen Stützpunkt sicher wieder zu erreichen. Artillerie- oder Maschinengewehr-

feuer von unten hat unseren Luftschiffen bisher wenig Schaden getan, den feindlichen Fliegern dürften sie mit ihren Revolverkanonen gefährlicher sein als diese ihnen, der Angriff hätte demnach sicherlich nicht schlechte Ansichten. Ob er gemacht werden wird, das ist eine Frage, die nur unsere oberste Heeresleitung eines Tages, vielleicht durch die Tat, beantworten wird. Wird er aber unterlassen, so ist der Grund davon sicher

nicht die Unmöglichkeit. Aber wir wollen nicht vergessen, und auch die Engländer sollen es nicht vergessen, daß es neben einem Angriff aus der Luft noch eine ganze Menge anderer Wege gibt, sich gründlicher mit ihnen zu beschäftigen, als ihnen lieb sein dürfte, und daß bei dieser Beschäftigung, die zweifellos wie alles, was die Deutschen machen, gründlich und methodisch sein wird, auch die Luftflotte ihr Wörtchen zu sprechen haben wird.



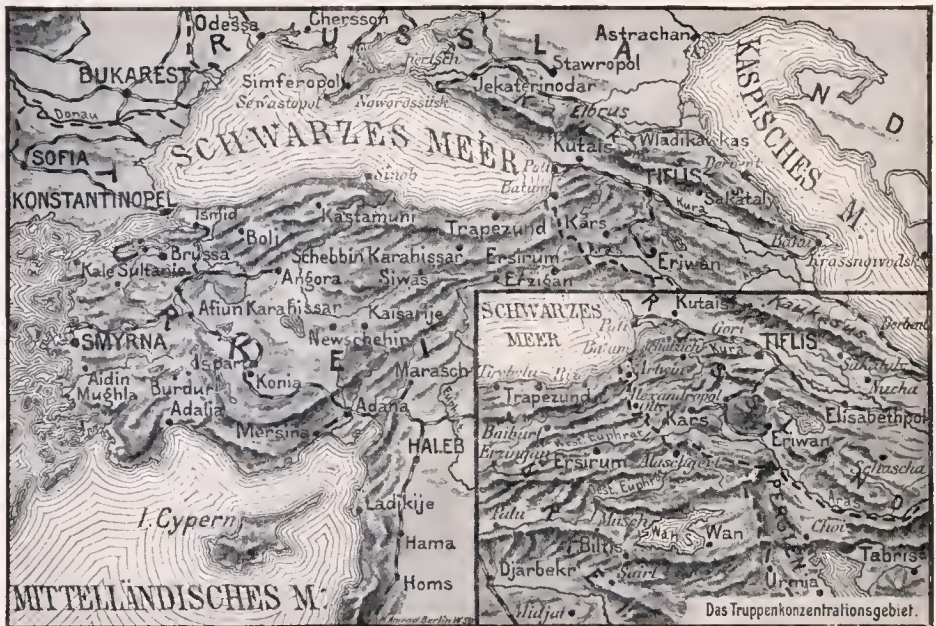
Der Weltkrieg.



12. Kriegsbericht von General v. Loebell (24.—30. Oktober).

Die Lage auf dem östlichen und auf dem westlichen Kriegsschauplatz beginnt ungemein interessant zu werden, und auch der Laie wird den Endzweck des harnächtigen Ringens erkennen. Im Osten ist der Besitz von Warschau, im Westen der der Meeresküste das Ziel der Operationen und Kämpfe. Und diese Ziele sind für die sich bekämpfenden Armeen politisch wie militärisch von gleichem Werte. Daher das Einsetzen so bedeutender Kräfte auf beiden Seiten. Daher auch die Hartnäckigkeit des Ringens, die lange Dauer der Kämpfe als charakteristisches Merkmal moderner Schlachten. Im Westen werden hierzu von unseren Gegnern die Verstärkungen mittels der zahlreichen zur Verfügung stehenden Bahnlinien herangeführt, im Osten machten die Russen Gewaltmärsche, um Warschau, das sie auf alle Fälle halten wollen, zu erreichen. Diese Märsche sind vom militärischen Standpunkte aus äußerst interessant. Es liegt hierüber ein Bericht des russischen Generalstabes vor, dem man im allgemeinen Glaubwürdigkeit nicht abprechen kann. Berücksichtigt man, daß er nur die Lage bis zum 20. Oktober schildert, sieht man von Übertreibung, was die Erfolge betrifft, ab, so dürfte seine Wiedergabe der Klarheit wegen von Interesse sein: „Um unseren Operationen eine sichere Basis zu schaffen, haben wir beschlossen, unsere Streitkräfte auf dem rechten Ufer der Weichsel zu versammeln. Es gelang uns, diese schwierigen Bewegungen durch starke Kavallerieabteilungen, die von Infanterie unterstützt wurden, dem Feinde gegenüber geheim zu halten. Einige unserer Korps wurden dabei gezwungen, in Eilmärschen unter stürzendem Regen und auf schlechten Wegen bis zweihundert Werst zurückzulegen. Dieser Rückzug war noch dadurch erschwert, daß die Flüsse sehr hoch gestiegen waren und die Flußtäler sich in Moraste verwandelt hatten. Mit gewohnter Standhaftigkeit und Energie haben unsere Truppen alle Schwierigkeiten überwunden und ihre neuen Stellungen eingenommen. Um dieselbe Zeit gelang es den Deutschen, die ihren Vormarsch fortgesetzt hatten, sich der mittleren Weichsel zu nähern, und ebenso konnten die österreichisch-ungarischen Truppen, indem sie nach Norden marschierten, an das linke Weichselufer herankommen, und sich so den Befestigungen bei Warschau nähern. Darauf

verschanzte sich der Feind, der zahlreiche Verstärkungen durch Artillerie erhielt. Am 13. Oktober unternahmen die deutschen Truppen in der Gegend von Warschau und Kodilicy einen Vorstoß und versuchten den Kriegsschauplatz auf das linke Ufer der Weichsel zu verlegen. Die Deutschen, die mit Hilfe der Eisenbahnen immer neue Streitkräfte heranzuführten, kämpften mit außerordentlicher Tapferkeit längs der Linie Blone—Plaschno und unternahmen am 17. und 18. Oktober einen energischen Angriff, der jedoch keinen Erfolg hatte. Nach siebentägigen Kämpfen begannen die Deutschen in der Nacht zum 20. Oktober die verschanzten Stellungen zu räumen, weil ihr linker Flügel bei Nowo-Georgijewsk nuzugangen würde und so ihr rechter Flügel in der Gegend von Gora-Kalwariga bedroht schien. Unsere Truppen stehen im siegreichen Gezecht mit der deutschen Vorhut und entwickeln ihre Offensive längs der ganzen Front.“ Die Eisenflöße über die Weichsel, von denen die Zeitungen meldeten, dienten zum Teil zur Verschleierung und zur Deckung von Flankenmärschen, die ausgeführt wurden, um Warschau zu erreichen. Und tatsächlich sind bedeutende, vielleicht sogar überlegene Kräfte dort vereint und haben den deutschen Vormarsch oder Aufmarsch vor Warschau zum Stillstand gebracht. Hier konnten bisher nur die Luftschiffe mit Erfolg arbeiten, denen es gelang, Bahnhofsanlagen zu zerstören. Die starken Kräfte der Russen um Warschau erlaubten es ihnen sogar, von dort aus offensiv vorzugehen, doch sind nach dem Bericht des Großen Haupt-



Der russisch-türkische Kriegsschauplatz. Am Veitramiest, dem großen Religionsfest des Islam, das mit besonderen Feierlichkeiten in Konstantinopel in Anwesenheit des Sultans begangen wird, wurden die Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Türkei durch ein Seegefecht am Bosphorus eröffnet. Den Anstoß hierzu gab Rußland, das den Festurlaub der türkischen Marineoffiziere dazu benutzen wollte, den Bosphorus durch Minen zu sperren. Hierauf schritt die türkische Flotte zum Angriff, verminderte mehrere russische Kriegsschiffe und beschloß die russischen Kriegsschiffe am Schwarzen Meer. Der aggressive Geist der türkischen Flotte zeigt, daß dem Dreiverband ein neuer energischer Gegner entstanden ist, ein Gegner, der Ägypten und den Sueskanal bedroht und der den napoleonischen Gedanken eines Vorstoßes gegen das Herz Englands, gegen Indien, auf dem Landweg wieder aufleben läßt. Schließen sich die Mohammedaner Indiens und Afrikas der Erhebung der Türkei an, so hat Rußland seinem englischen und seinem französischen Bundesgenossen durch die Herausforderung der Türkei große Schwierigkeiten bereitet.

französiſche Hauptſtellung. Am Schluß der Woche, und be-
deutsamerweiſe am höchſten Feiertag des Iſlams, beginnen
die ruſſiſch-türkische Feindſeligkeiten.

26. Oktober. Im Kampf am Her-Ypres-Kanal wurden
zwiſchen den Orten Nieuport und Dixmiden, weſtlich des Kanals,
die ſich hartnäckig wehrenden Feinde angegriffen. Südweſtlich
Ypres, ſowie weſtlich und ſüdweſtlich Lille machen die deutſchen
Truppen gute Fortſchritte; in erbittertem Häuserkampf verloren
die Engländer abermals 500 Gefangene. — Nördlich Arras
brach ein franzöſiſcher Angriff zuſammen. — Die deutſche
ſchwere Artillerie zwang das am Kampf bei Nieuport ſich be-
teiligende engliſche Geſchwader zum Rückzug außer Schweite. —
Auf dem nordöſtlichen Kriegsschauplatz ſchritt am 25. Oktober
die deutſche Offeniſive gegen Angoulon vorwärts. — Aus
London wird gemeldet, daß der Generalſtabchef für das britiſche
Reich, General Douglas, im Alter von 64 Jahren geſtorben
iſt. — Das ſeinerzeit entführte Unterſeeboot wird nach der
italienischen Verſt Ziat-Saugiorgio zurückgebracht. — Während
der Erkrankung des Chefs des Generalſtabs der Armee v. Moltke
wurden ſeine Geſchäfte dem Kriegsminiſter General v. Falken-
hau übertragen. — Der ruſſiſche Botſchafter Krupenſki in
Rom bot der italieniſchen Regierung an, alle öſterreichiſchen Ge-
fangenen italieniſcher Naſſe nicht an Öſterreich, ſondern an
Italien auszuliefern. Dieſer angebliche Freundschaftsdienſt des
Zaren an Italien, der in Wirklichkeit eine Schürmung der
irredentiſtiſchen Bewegung darſtellt, wurde vom Miniſterpräſi-
denten in geſchickter und korrekter Weiſe abgelehnt. — Die offiziel-
e italieniſche Preſſe teilt mit, daß ſich die Großmächte mit der
Beſetzung von Valona zur Aufrechterhaltung der öffentlichen
Ordnung einverſtanden erklärt haben.

27. Oktober. Im Weſten werden bei Dixmiden—Nie-
uport, wo die Belgier erhebliche Verſtärkungen erhielten, die
Angriffe der deutſchen Truppen fortgeſetzt; erfolglos beteiligen
ſich 16 engliſche Schiffe am Kampf. Weſtlich Lille wird der
Angriff mit Erfolg fortgeſetzt. — In Polen müſſen die deutſchen
und ein Teil der öſterreichiſch-ungariſchen Truppen vor neuen
ruſſiſchen Kräften, die von Wangorod—Warschan und Nowo-
Georgijewsk vorgingen, ausweichen. Zunächſt folgten die Ruſſen
nicht, ſo daß die Loſlösung vom Feinde ohne Schwierigkeiten
gelaug. — Feldzeugmeiſter Potiorek meldet aus Bosnien, daß
Oſtboſnien bis an die Drina vom Gegner gefänbert iſt.
In Serbien werden zwei feindliche Stellungen bei Klawnja
in der Macva im Sturm genommen; vier Geſchütze, acht
Maſchinengewehre werden erbeutet, fünf Offiziere, 500 Mann
gefangen. — Die wehrpflichtigen Chineſen beginnen England
zu verlaſſen.

28. Oktober. Bei Nieuport und ſüdlich Lille machen die
deutſchen Truppen Fortſchritte. Beſetzte Stellungen werden
genommen, engliſche und franzöſiſche Gegenſtöße zurückgewieſen.
Südöſtlich Verdun wird die franzöſiſche Hauptſtellung nach
einem abgewieſenen franzöſiſchen Angriff genommen. — Auf
dem nordöſtlichen Kriegsschauplatz ſchreitet der deutſche Angriff
vorwärts. Während der letzten drei Wochen wurden hier
13 500 Ruſſen gefangen, 30 Geſchütze, 39 Maſchinengewehre
erbeutet. — In Südafrika reiſt der Auſtand gegen die Eng-
länder um ſich. Aus England wird gemeldet, daß bewaff-
nete Bürger im Norden des Oranje-Freiſtaates von Chriſtian
de Wet unter die Waffen gemaſſen wurden, und daß bewaffnete
auſträndiſche Scharen unter Beyers in Weſttransvaal ſiehen. —
Italien nimmt die Mitteilug der griechiſchen Regierung über
die proviſoriſche Beſetzung von Nordepirus mit Mißtrauen
auf. — In Baſel wird ein franzöſiſches Spionagebureau auf-
gehoben. — In dem Sarajewoer Prozeß gegen die in-
direkten Anſtifter des Weltkriegs, die Menehelnörder des Erz-
herzog-Thronfolgers Franz Ferdinand und ſeiner Gemahlin,
wurden fünf zum Tode durch den Strang, einer zu lebens-
länglichem ſchweren Kerker, andere zu ſchwerem Kerker von
20 bis 3 Jahren verurteilt.



Großherzog Ernst Ludwig von Hessen auf dem Kriegsschauplatz.
Fot. Schleichers-Zirkeln, Kantfurt a. M.

29. Oktober. Die deutſchen Angriffe ſüdlich Nieuport
und öſtlich Ypres werden erfolgreich fortgeſetzt; 200 Engländer
werden hierbei gefangen, 8 Maſchinengewehre erbeutet. — Im
Argonner Wald nehmen die deutſchen Truppen mehrere Block-
häuser und Stützpunkte. — Nordweſtlich Verdun greifen die
Franzoſen ohne Erfolg die deutſchen Einſchließungsgruppen
an. — Ruſſiſche Torpedoboote verſuchten, die Ausfahrt der
türkiſchen Flotte aus dem Bosphorus ins Schwarze Meer zu
verhindern; türkiſche Schiffe eröffneten das Feuer und brachten
zwei ruſſiſche Fahrzeuge zum Sinken. Der erſte Schuß, der
hier fiel, wird durch die iſlamitiſche Welt widerhallen, denn
von ruſſiſcher Seite iſt ein Akt offenkundiger Feindſeligkeit der türkiſchen
Aktion vorhergegangen. — Der türkiſche Kreuzer „Hamidje“
beſchießt die Häfen Feodoſia und Noworoſſiſk am Eingang zum
Aſowſchen Meer. — Nach engliſchen Angaben wurden bis jetzt
39 britiſche Handelſchiffe mit dem Bruttoreaumgehalt von
170266 Tonnen durch deutſche Kreuzer, Unterſeeboote und
Minen vernichtet. — Kronprinz Rupprecht von Bayern, der
Führer der ſechſten deutſchen Armee, erläßt einen Armeebefehl,
in dem er unter anderem auf die Truppen des engliſchen
Volkes hinweiſt, deſſen Reid ſeit Jahren an der Arbeit war,
uns mit einem Ring von Feinden zu umgeben. „Zeigt
ihnen,“ ruft er aus, „daß die Deutſchen nicht ſo leicht aus
der Weltgeſchichte zu ſtreichen ſind, zeigt ihnen das durch deutſche
Hiebe von ganz beſonderer Art. Hier iſt das Hindernis, das
der Wiederherſtellung des Friedens im Wege ſieht. Drauf!“

30. Oktober. Auf dem belgiſchen Kriegsschauplatz wird
Namscapelle, dicht ſüdöſtlich Nieuport, und Vizſchothe genommen.
Auch der Angriff auf Ypres ſchreitet fort; ſüdöſtlich von Ypres
werden Zandvoorde, Schloß Holtebeke und Warmbeke ge-
ſtürmt. — Öſtlich Soissons wird Bailly geſtürmt und der
Feind unter Verluſt von 1000 Gefangenen, 2 Maſchinen-
gewehren nach Süden über die Aisne geworfen. Im Argonner
Wald ſowie weſtlich von Verdun und nördlich von Toul brechen
wiederholte feindliche Angriffe zuſammen. — Auf dem polniſch-

schen Kriegsschauplatz folgen die Russen westlich von Warschau langsam den deutschen und österreichisch-ungarischen sich neu gruppierenden Kräften. — Türkische Kriegsschiffe sollen große Erfolge bei Odessa errungen haben. — Eine belgische Truppe des Kongo-Staates dringt in deutsches Gebiet ein und wird bei Kissenji am Kiwu-See zurückgeschlagen. — In Nigeria und Kamerun stoßen Franzosen und Engländer auf heftigen Widerstand der Deutschen; in Kämpfen vom 26. August bis 19. Oktober verloren die Franzosen allein 10 Offiziere. — Nach einer amtlichen Petersburger Meldung wurde der russische Kreuzer „Scheutschug“ und ein französischer Torpedojäger auf der Meere von Pulo Pinang durch Torpedoschiffe des deutschen Kreuzers „Guden“ zum Sinken gebracht. — Prinz Louis von Battenberg, der erste Seelord der englischen Admiralität, reicht sein Entlassungsgebuch ein.

31. Oktober. Die bei Ypres und westlich Lille kämpfenden deutschen Truppen dringen weiter vor; dabei werden 600 Gefangene gemacht und einige englische Geschütze erbeutet. — In Galizien werden bei Risko am unteren San russische Kolonnen von österreichisch-ungarischen Truppen zurückgeschlagen. — Ein deutsches Unterseeboot bringt durch einen Torpedoschuß im englischen Kanal den von Dänkirchen zurückfahrenden englischen Kreuzer „Hermes“ zum Sinken. — Aus Tokio wird gemeldet, daß der allgemeine Angriff auf Tjingtan von der Land- und Seeseite begonnen hat. — Alle Deutschen und Österreicher, die nicht slawischen oder französischen Ursprungs sind, müssen innerhalb 14 Tagen Rußland verlassen.

1. November. Die Botschafter von Frankreich, Rußland und England haben Konstantinopel verlassen. — In der Ortschaft Benigafen in Algier werden französische Gendarmen bei der gewaltsamen Aushebung von Rekruten erschossen. — Die Untersuchungen über die durch den englischen Kreuzer „Yarmouth“ verhinderte Tätigkeit des deutschen Lazarettenschiffes „Daphelia“ ergaben, daß eine sehr beträchtliche Anzahl von Leuten der vier deutschen, am 17. Oktober in den Grundgebohrten Torpedoboote hätte gerettet werden können, wenn „Yarmouth“ nicht völkerrechtswidrig vorgegangen wäre. — Das im deutschen Okkupationsgebiet liegende, den größeren Teil der Erzfelder Frankreichs umfassende Erzbecken von Longwy und Briey, wird unter deutsche Verwaltung gestellt.

Generallieutenant z. D. Metzler.

Opfer des Krieges.

Bei unseren bisherigen zahlenmäßigen Aufstellungen über die Verluste unserer Armeen fiel es immer wieder auf, daß die Zahl der Toten verhältnismäßig gering ist, während die der Verwundeten sich von Woche zu Woche ungeheuer steigert. Nun sind aber darunter wiederum eine große Anzahl Leichtverwundeter, die nach kurzer Zeit wieder in die Reihe der Kämpfer eintreten. Da es unmöglich ist, hierüber genaue Auskünfte zu erhalten, so würden die Zahlen mit der Zeit ein vollkommen falsches Bild ergeben, und wir wollen daher von einer weiteren Veröffentlichung absehen, bis ein genauer statistischer Überblick sich ermöglicht. Daß die Opfer groß sein würden, darauf mußten wir ja schon beim Beginn dieses Krieges gefaßt sein. Vor wenigen Wochen erst ist eine große Anzahl unserer Kriegsfreiwilligen in heiliger Begeisterung hinausgezogen zum Kampf. Jetzt lesen wir schon viele ihrer Namen in den Verlustlisten. Auch unsere Luftschiffer- und Fliegertruppen melden in der vergangenen Woche mehrere Verluste. Darunter findet sich auch der Name des bei Meims gefallenen Leutnants Blüthgen, des einzigen Sohnes des Schriftstellers Viktor Blüthgen. In Sportkreisen wird der Tod des Freiherrn v. Bennungen-Müller beklagt, des Präsidenten des Internationalen Klubs zu Baden-Baden, der seit Jahren dort die Rennwoche leitete. Auf seiten unserer Feinde fielen der Straßenernfahrer Haber und die belgischen Rennfahrer Lhys, Defraye und Deman. Auch der bekannte deutsche Herren-

reiter Reserveleutnant Dr. F. Riese erlitt den Heldentod. Aus Wien wird gemeldet, daß als Letzter seines Stammes der k. und k. Kämmerer und Oberleutnant Graf Paul v. Hompesch-Bollheim gefallen ist. Au bekannten Namen weisen ferner die Verlustlisten folgende auf: Hofschauspieler Dr. Bernhard v. Jacoby, der Charakterdarsteller des Münchener Hoftheaters, gefallen; Leutnant Rudolf Freiherr v. Sürckheim-Baden, gefallen; Unteroffizier Reserveleutnant Martin Maul, Sohn des Geh. Oberregierungsrates Maul in Altenburg, gefallen; Oberleutnant Walter Specht, Sohn des Reichsgerichtsrates Specht in Leipzig, mit dem Pferde gestürzt; Oberleutnant Graf Hartwig zu Reventlow †; Kgl. Regierungs- und Forsttrat Joachim v. d. Borne, auf einem Patronenritt gefallen; Oberleutnant Fritz Ritter v. Gietl, Sohn des Geh. Rats Max Ritter v. Gietl, gefallen; Leutnant Wolfgang v. Geldern-Crispendorf, gefallen; Oberst v. Haldenwang †; Generalmajor v. Pochhammer, gefallen; Privatdozent Dr. Richard Stumpf, Assistent am Pathologischen Institut der Universität Berlin, gefallen; Leutnant Maximilian Viebig, Sohn des Justizrates Viebig in Berlin, gefallen; Hauptmann Max v. Bod und Polack, gefallen; Landwirt Otto Doerksen, der älteste Sohn des Reichstagsabgeordneten Doerksen, gefallen; Bürgermeister Pölk aus Oberwiesenthal, der sich im Alter von 55 Jahren als Kriegsfreiwilliger stellte, gefallen; Offizierstellvertreter Dr. Franz Marschall, Vorsteher des Versuchslaboratoriums des Landwirtschaftlichen Instituts in Halle, gefallen; Oberleutnant zur See Gerhard Ehrenfried Klewitz, Sohn des Geh. Regierungsrates Klewitz, Berlin, gefallen; Generalleutnant z. D. Karl v. Reinhardt †; Oberleutnant Erich Freiherr v. d. Leyen-Blomersheim, gefallen; Leutnant Alfred Freiherr v. Redlingen und Kaltenberg, gefallen; Dr. Konstantin Guillemin, Privatdozent für Geologie an der Technischen Hochschule in Nachen, bekannter Forschungsreisender, gefallen; Prinz Heinrich XLVI. von Neuß jüngere Linie im Alter von 18 Jahren, gefallen; Prinz Moritz von Anhalt-Desau, gefallen; Wilhelm Graf v. Sponck, ein Bruder des preussischen Landstallmeisters, gefallen; Prinz Moritz von Battenberg, gefallen; Oberleutnant Freiherr v. Mantuffel, gefallen; Regierungsrat Leopold Edler v. d. Planitz, Herr auf Rauhof und Stenschütz, gefallen.

Die Toten.

Aus Kopenhagen kommt die Nachricht, daß der Dichter Gustav Wied in Koeskilde seinem Leben freiwillig ein Ende bereitet hat. Der Verlust seines Vaters und Lieblingsbruders, bittere Erfahrungen haben im Verein mit der bedrückenden Wirkung, die der Weltkrieg auf sein empfindsames Gemüt ausübte, seine Lebenskraft gebrochen. Gustav Wied war als Satiriker für sein Heimatland von wirklicher Bedeutung. Auch in Deutschland ist er durch Romane und dramatische Werke sehr bekannt geworden. Die Universität Straßburg beklagt den Verlust eines der ältesten Mitglieder seines Lehrkörpers: Professor der Philosophie Dr. Alfred Weber starb nach langjährigem Leiden im Alter von 79 Jahren. In Berlin erlag der bekannte norwegische Landschaftsmaler G. A. Nas müssen einem Herzschlag. In Stuttgart verschied nach längerem Leiden der General der Infanterie z. D. v. Alberti im Alter von 76 Jahren. In Wien starb der bekannte Sportsmann Aristide Baltazzi, der früher einer der besten Herrenflachreiter war. Auch wird von dort der Tod des Lehrers der Musikakademie Richard Heuberger gemeldet, der als Komponist mehrerer Bühnenwerke, Orchester- und Chorwerke sowie als Kritiker und Musikschritsteller in musikalischen Kreisen bekannt und geschätzt war. Hofrat Dr. Adolf Bachmann, Reichsrats- und Landtagsabgeordneter, der Führer der deutschen Fortschrittspartei, erlag in Prag im Alter von 65 Jahren einem Schlaganfall.



Fürs Vaterland. Von Rudolf Herzog.

Soll ich euch künden, was ich erschaut?
Reicht euch die Hände und spricht nicht laut,
Ich will geleiten das deutsche Gewissen
Durch Brüderherzen, von Kugeln zerrissen,
Durch Schwesterseelen, vom Schmerz verheert,
Durch Muttergebet, das verzweifelt sich wehrt,
Durch der Väter Stolz, der den Feinden flucht
Und doch nur den Jungen, den Jungen sucht . . .

Seht ihr das Feld? Dort tobte die Schlacht!
Tausende starren in ewige Nacht,
Zerfetzt von Geschossen, zerstampft von den Hufen,
Tausend, die heut noch „Heil Kaiser“ gerufen,
Tausend, die klingen und Kolben geschwungen
Und wütend der Deutschen Sturmlied gesungen —
Aus Wällen von Leibern reckt Hand sich um Hand:
Für das Vaterland — für das Vaterland.

„Grüß Mutter“ — „Nein, du . . .!“ Und gleich ist ihr Los.
Einst trug sie der gleiche Mutterschoß. —
Ein Bursche wie Stahl, und den Tod im Gebein.
„Mein Mädchen, nun kann ich dich nicht mehr frein . . .“ —
Ein blutleer Gesicht in bärtigem Rahmen,
Der zuckende Mund murmelt Kindernamen.
Ein Landwehrmann ist's, von Kugeln durchsiebt —
„Frau, Frau, ich hab' dich so viel geliebt . . .“ —

Soll ich euch künden, was ich erschaut?
Reicht euch die Hände und spricht nicht laut,
Daß ihr die starrende Mutter nicht stört,
Jetzt, jetzt hat ihr Ohr ihre Jungen gehört,
Ihren Todeschrei —! Ihr Alter ist leer . . .
Geht weiter — leise — und weint nicht so sehr.
Ausschluchzt ein Weib! Und Kinder stehen:
„Uns hungert; laß uns zum Vater gehen.“

Und doch —: wenn vorüber die quälende Nacht,
Ist der Schmerz getötet, der Hunger verlacht,
Hoch geht der Gang und die Stirnen ragen:
„Wir durften fürs Vaterland Wunden tragen,
So wild unser Weh, so stark unser Stolz:
Unsre Liebsten, sie waren aus deutschem Holz!
Das Vaterland rief sie! Wir haben gegeben
Mehr, mehr als Geld — wir zahlten mit Leben.“

Horch auf: ich poche in deutschen Gaun
An deutsche Gewissen für Kinder und Frau,
Für die Sieger, die Toten, die Krüppel und Wunden —
Auch ihr seid teilhaftig der Vaterlandsstunden!
Auf, zieht in den Kampf für Deutschlands Farben!
Schlagt nieder die Not! Kein Deutscher darf darben!
Besegnet die Schwert- und die Helferhand
Fürs Vaterland! Fürs Vaterland!

Der Weltbürger.

Ein Kriegsroman von Walther Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)

Aber als sie in der Villa Gehrens' in der Absicht, dort einen neuen Pump anzulegen, anlangte, vernahm sie zu ihrer großen Enttäuschung, daß die Herrschaften einen größeren Autoausflug durch das Gebirge machten und wohl nicht vor Abend zurück sein würden. Sorgenvoll kehrte sie heim. Da dachte sie an den Leutnant. Sie wußte es, er war in sie verhasst. Alles konnte sie von ihm haben, außer internen, militärischen Mitteilungen. Sie traf ihn auf dem bestimmten Platze, stürzte weinend auf ihn zu und schluchzte:

„Oh, mein Freund, wie einem eine Minute die schönsten Freuden verderben kann. Während Sie den Besuch des Professors empfangen, erhielt ich den Besuch eines schlichten Mannes, eines Briefträgers, mit einem Silbriefe. Da, sehen Sie, lesen Sie. Sie werden als Offizier einer östlichen Grenzgarde doch Russisch verstehen.“

„Nur sehr mangelhaft,“ gestand er. „Aber was haben Sie? Sie erschrecken mich!“

„Was ich habe, mein einziger Freund? Ich habe wahrscheinlich schon in diesem Augenblick keine Mutter mehr.“

Der Leutnant legte ihr teilnehmend die Hand auf die Schulter. „Das ist ja entsetzlich. Glauben Sie mir, daß ich die tiefste Anteilnahme für Ihr Leid empfinde,“ sagte er erschüttert, und wie im tiefsten Schmerze lehnte sie ihr Haupt an seine Schulter und schluchzte heftig.

„Ich soll sofort abreisen. Vielleicht, daß ich die Gute doch noch lebend finde,“ stammelte sie und drückte ihr Taschentuch gegen die Augen. „Aber Sie, mein Freund? Was ist mit Ihnen? Was hat der Professor gesagt, wie lange werden Sie noch bleiben müssen?“

„Mein Zustand ist ja ganz nebensächlich, Maruschka,“ entgegnete er und streichelte zagend ihr Haar. „Der Professor meint, in vierzehn Tagen könne er mich entlassen.“

„Oh, so werde ich Sie noch sehen, mein Freund. Wie glücklich werde ich sein, Sie hier noch vorzufinden, damit ich Ihre wohlthuende Teilnahme genieße, wenn ich vom Begräbnis Olga Nikolajewnas zurückkehre als ein armes, mutterloses Mädchen. Und dann werde ich Ihnen persönlich die zweihundert Mark zurückgeben können, um die ich Sie jetzt leider bitten muß, da ich erst in den nächsten Tagen Geld erwarten durfte. Sie sind mein Freund, mein liebster Oderbach, und Sie sind ein preussischer Offizier, das heißt, ein Ritter.“

„Auch ein Ritter hat nicht immer zweihundert Mark sofort zur Verfügung,“ sagte er klaglich. „Aber wenn ich's hätte —“

„Oh, ich weiß, Sie würden mir freudig das Doppelte dessen geben, was ich mir erbäte, ich weiß! Aber was haben Sie denn, mein Freund?“

„An größerem Gelde in meiner Brieftasche noch einen Hundertmarkschein und in meinem Portemonnaie ein Zwanzigmarksstück. Wenn Ihnen damit gedient ist, Maruschka —?“

„Oh, und wie ist mir gedient, wenn ich zum Totenbette meines Mütterchens eilen muß. Also geben Sie her. Ich werde Ihnen das nie vergessen, nie! Und in zehn Tagen spätestens hoffe ich zurück zu sein, um diese Sache zu begleichen.“

Er holte das Geld hervor und sie steckte es gelassen ein. „Sie werden Maruschka dankbar finden, mein Freund,“ flüsterte sie, „sehr dankbar.“ Dann nahm sie seinen Kopf in ihre großen, aber sehr gepflegten Hände, küßte ihn erst rechts auf die Wange, dann links und drückte darauf ihre schwellenden Lippen auf seinen von einem jungen Bärtchen beschatteten Mund.

„Maruschka,“ seufzte er beseligt.

„Oderbäckelchen,“ hauchte sie, winkte ihm noch einmal zu und eilte ins Haus.

Leutnant v. Oderbach war ein guter Mensch und ein tüchtiger junger Offizier, aber sein Geist ging nicht über das hinaus, „was man fürs Haus braucht“. Und während er jetzt der Russin nachstarrte, halb verwundert, halb beglückt, bekamen seine Züge beinahe etwas Entrücktes.

„Donnerwetter! Teufales Weib, aber Satanshexe,“ sagte er und zwirbelte an seinem jungen Bärtchen.

Maruschka ging auf ihr Zimmer, überschüttete Frau Merkel, die inzwischen den Koffer gepackt hatte, mit einer Flut von Dankesworten und Zärtlichkeiten, machte sich reisefertig, borgte sich noch fünfzig Mark von der Dame und fuhr im Auto zur Bahn. Der Chauffeur brachte ihr den wenig schweren Koffer in die Vorhalle, und sie hieß den Mann einen Augenblick bei dem Gepäckstück harren. Nun ja, er durfte ja wohl noch ein Trinkgeld erwarten, kalkulierte er. Er sah, wie sie an den Fahrkartenschalter trat, wo sich noch mehrere drängten, sah, wie sie in ihrem Portemonnaie herumfuchte. Dann trat sie schnell wieder auf ihn zu.

„Ach, mein lieber Halberkus,“ sagte sie, „ich sehe eben, daß ich zu wenig kleines Geld bei mir habe,



Im Nebelgrau durch Feindesland: Mannen auf einem Patrouillenritt.

mag meinen Tausendmarkschein hier nicht wechseln, man wird's auch kaum können. Es fehlen mir noch etwa zehn bis fünfzehn Mark. Sie werden gewiß soviel in der Tasche haben. Helfen Sie mir damit, bis ich in zehn Tagen wieder zurück bin. Gute Zinsen natürlich. Sie kennen mich."

Der Chauffeur klaubte das Zwanzigmarkstück hervor, das er im Goldtäschchen seines Portemonnaies zärtlich gehütet hatte. „Das tue ich gerne, Fräulein Doktor,“ sagte er, und sie nahm das Geldstück und bemerkte:

„Danke schön, das reicht. Und dafür reicht's auch noch.“ Damit gab sie ihm ein Fünfmarsstück als Trinkgeld und forderte den Schmutzelnden und sich dankbar Verneigenden auf, den Koffer ruhig stehen zu lassen, für den gleich ein Kofferträger da sein würde, und heimzufahren. Er möge nur den Herrn Professor und Frau Merkel hübsch von ihr grüßen, und in acht bis vierzehn Tagen, wenn sie ihr gutes Mütterchen begraben hätte — hier zerdrückte sie wieder einige Tränen — würde sie wieder da sein.

„Nehmen Sie's nicht zu schwer. Alle Menschen müssen sterben,“ sagte Halberkus mitsühlend und verabschiedete sich. Sie aber holte sich nun mit vieler absichtlicher Umständlichkeit und unter mancherlei Fragen an den Beamten ein Billett zweiter Klasse nach Zürich und ging dann in den Waserraum.

„Ich habe eine lange Fahrt. Da ist's doch schon besser, wenn ich mir meine Frijur etwas bequemer

make,“ sagte sie zu der Frau und verschwand in die Kabine. Dort zerriß sie zunächst ihr Billett in viele kleine Stückchen, beförderte es in die Unterwelt und ordnete dann ihr Haar anders, es dicht mit einem Schleier umwickelnd. Als sie aus dem Abteil heraustrat, sagte die Aufwartefrau erstaunt:

„Ach, wie Sie das doch verändert hat, Fräulein, daß Sie sich einen glatten Scheitel machten und die Haare über die Ohren legten. Sie sind gar nicht wiederzuerkennen.“

„Schöner bin ich gewiß nicht geworden, aber so ist es praktisch für die Reise,“ erwiderte Maruschka, ließ sich ihren Koffer von einem Gepäckträger an ein Mietauto bringen, zog sich den Schleier noch dichter ums Gesicht, bewehrte sich auch mit einer bereit gehaltenen, sie völlig unkenntlich machenden Autobrille und befahl dem Chauffeur, sie nach einem, einige Wegstunden entfernten, im Gebirge liegenden Badeörtchen zu bringen. So fuhr sie vergnügt in die Welt hinein, gewiß, daß sie von ihrem nächsten Ziel aus auf Umwegen sicher nach Berlin gelangen könne, wo sie ein Versteck zu finden hoffen durfte, einen sicheren Ort, von dem aus sie dann bei nächster Gelegenheit, unentdeckt von der suchenden Polizei, nach Rußland entweichen wollte. Hatte sie doch ohnehin von ihrem Vater längst eine geheime Weisung erhalten, bald zurückzukehren, denn ‚es entwickle sich was‘. —

Maruschka hatte noch keine halbe Stunde das Sanatorium verlassen, als dort ein ernst aussehender

Herr in mittleren Jahren von gemessenem Wesen erschien, um nach der Russin zu fragen. Als ihn der Portier beschied, die Dame sei soeben für einige Zeit verreist, begehrte er sofort in einer höchst dringlichen Angelegenheit den Oberarzt Professor Hauschild und die Vorsteherin des Haushalts zu sprechen.

Er brauchte nicht lange im Empfangszimmer zu warten, so erschien der Professor und fragte ziemlich barsch:

„Mit wem habe ich die Ehre und was soll das heißen: ‚Höchst dringliche Angelegenheit?‘“ Währenddessen kam auch Frau Merkel.

„Kriminalkommissar Neumann“ stellte sich der Herr vor und zeigte seine Legitimation.

„Haben wir vielleicht versehentlich einen umgebracht, Frau Merkel?“ fragte der Arzt lachend, aber der Beamte sagte gelassen:

„Das wohl kaum, Herr Professor, aber Sie haben versehentlich in Ihrer Volontärärztin Maruschka von Hertlin eine der raffiniertesten russischen Spioninnen, mit denen Deutschland so reich gesegnet ist, hier beherbergt.“

„Verflucht!“ brummte Hauschild überrascht, aber die Hausdame zeterte:

„Sie müssen sich irren, mein Herr. So ein herzengutes Geschöpf trotz ihres etwas freien Wesens! Nein, das ist unmöglich.“

„Die Flucht der Dame, verursacht wahrscheinlich durch sehr unzeitige Presnotizen über die Entdeckung eines Spionagebureaus in Basel, sagt mir genug.“

„Aber das Fräulein ist doch nur abgereist, weil es an das Bett der sterbenden Mutter gerufen wurde. Ich habe den Brief ihres Vaters selber gesehen,“ versicherte Frau Merkel aufgeregt. Der Kommissar zuckte die Achseln und meinte:

„Ich hätte diese Canaille, dem mir zugegangenen Bericht zufolge, eigentlich für gescheitert gehalten, um solchen abgebrauchten Kniff zu gebrauchen. Wann ist sie fort?“

„Seit einer guten halben Stunde,“ schluchzte die Hausdame. „Sie war fast mittellos, Spioninnen haben doch immer Geld. Ich habe ihr noch fünfzig Mark leihen müssen. Oh, sie ist ganz gewiß unschuldig. Sie ist über Berlin nach Rußland zu ihrer sterbenden Mutter gefahren, das arme Kind.“

„Nun, sie wird nicht weit kommen. Dafür lassen Sie mich nur sorgen,“ bemerkte der Kommissar selbstbewußt und wandte sich dann an den Arzt: „Wie lange ist die Dame hier beschäftigt gewesen?“

„Seit etwa einem Vierteljahr. Sie kam von Mainz, wo sie eine Zeitlang in der Frauenklinik volontierte.“

„Das ist mir bereits bekannt. Mainz ist eine Festung, das wollen wir nicht vergessen.“

„Hier aber ist doch keine Festung,“ entgegnete der Arzt. „Was könnte sie hier wohl zu spionieren gehabt haben?“

„Es befinden sich stets einige Offiziere in Ihrer Anstalt?“

„Allerdings.“

„Nun, dann wird sie schon gewußt haben, weshalb sie Ihnen hier freiwillige Helfersdienste leistete, Herr Professor. Sie hat sich natürlich an die Herren herangemacht, und diese werden sie zum mindesten sehr interessant gefunden haben. Hat sie vielleicht irgendeinen von ihnen bevorzugt?“

„Sie schien mir mit dem Herrn Leutnant von Numero sieben sehr gut zu stehen,“ äußerte Frau Merkel.

„So möchte ich Sie bitten, Madame, mir diesen Herrn von Numero sieben herzuholen. Sagen Sie nichts, als daß ihn ein Herr sehr dringlich in einer sehr wichtigen Sache sprechen wollte. Dann bitte ich Sie, wieder herzukommen.“

„Wenn Sie recht hätten, es wäre mir eine fatale Geschichte, Herr Kommissar,“ äußerte der Professor, als die Hausdame das Zimmerchen verlassen hatte.

„Und ich möchte fast nicht einmal mehr daran zweifeln, daß Sie recht haben. Aber wer hätte das denken können?“

„Beruhigen Sie sich, Herr Professor. Die Sache wird von uns aus einstweilen sehr geheim behandelt werden — aus guten Gründen. Und dann, Sie sind nicht der einzige in Deutschland, der unbewußt mit russischen Spionen in Fühlung trat. Wir sind, das sage ich Ihnen als wissender Beamter, seit Jahren von der ausländischen Spionage förmlich durchfeuchtet. Aber wir werden jetzt endlich einmal ansangen, gründlich aufzuräumen.“

Frau Merkel und der Leutnant, der sich in einem eleganten verschnürten Hausjoppchen befand, erschienen. Der Kommissar hielt ihm mit einer Verbeugung seinen Ausweis vor die Augen und erklärte ohne Umschweife:

„Ich bin erschienen, um hier die russische Spionin Maruschka von Hertlin zu verhaften, aber der Vogel ist ausgeflogen!“

Der Leutnant taumelte fast zurück.

„Sie waren näher mit der Dame befreundet?“ inquirierte der Beamte. „Hoffentlich sind Sie nicht unvorsichtig gewesen, Herr Leutnant?“

„Ne, in der Beziehung halten wir dichte,“ stammelte der junge Offizier fassungslos. „Man hat da keine Instruktionen wegen ausländischer Damen. — Aber das ist ja ganz unmöglich, mein Herr. Ich möchte mich für diese Dame verbürgen.“

„Tun Sie das nicht, Herr Leutnant. Geben Sie mir lieber die Photographie, die Sie von ihr erhielten, ich brauche sie sehr dringend.“



Im Nebelgrau durch Feindesland: Mannen auf einem Patrouillenritt.

mag meinen Tausendmarkschein hier nicht wechseln, man wird's auch kaum können. Es fehlen mir noch etwa zehn bis fünfzehn Mark. Sie werden gewiß soviel in der Tasche haben. Helfen Sie mir damit, bis ich in zehn Tagen wieder zurück bin. Gute Zinsen natürlich. Sie kennen mich."

Der Chauffeur klaubte das Zwanzigmarkstück hervor, das er im Goldtäschchen seines Portemonnaies zärtlich gehütet hatte. „Das tue ich gerne, Fräulein Doktor," sagte er, und sie nahm das Geldstück und bemerkte:

„Danke schön, das reicht. Und dafür reicht's auch noch." Damit gab sie ihm ein Fünfmarkstück als Trinkgeld und forderte den Schmunzelnden und sich dankbar Verneigenden auf, den Koffer ruhig stehen zu lassen, für den gleich ein Kofferträger da sein würde, und heimzufahren. Er möge nur den Herrn Professor und Frau Merkel hübsch von ihr grüßen, und in acht bis vierzehn Tagen, wenn sie ihr gutes Mütterchen begraben hätte — hier zerdrückte sie wieder einige Tränen — würde sie wieder da sein.

„Nehmen Sie's nicht zu schwer. Alle Menschen müssen sterben," sagte Halbertus mitfühlend und verabschiedete sich. Sie aber holte sich nun mit vieler absichtlicher Umständlichkeit und unter mancherlei Fragen an den Beamten ein Billett zweiter Klasse nach Zürich und ging dann in den Wäschraum.

„Ich habe eine lange Fahrt. Da ist's doch schon besser, wenn ich mir meine Frisur etwas bequemer

mache," sagte sie zu der Frau und verschwand in die Kabine. Dort zerriß sie zunächst ihr Billett in viele kleine Stückchen, beförderte es in die Unterwelt und ordnete dann ihr Haar anders, es dicht mit einem Schleier unwickelnd. Als sie aus dem Abteil heraustrat, sagte die Aufwartefrau erstaunt:

„Ach, wie Sie das doch verändert hat, Fräulein, daß Sie sich einen glatten Scheitel machten und die Haare über die Ohren legten. Sie sind gar nicht wiederzuerkennen."

„Schöner bin ich gewiß nicht geworden, aber so ist es praktisch für die Reise," erwiderte Maruschka, ließ sich ihren Koffer von einem Gepäckträger an ein Mietauto bringen, zog sich den Schleier noch dichter ums Gesicht, bewehrte sich auch mit einer bereit gehaltenen, sie völlig unkenntlich machenden Autobrille und befahl dem Chauffeur, sie nach einem, einige Wegstunden entfernten, im Gebirge liegenden Badebrüchen zu bringen. So fuhr sie vergnügt in die Welt hinein, gewiß, daß sie von ihrem nächsten Ziel aus auf Umwegen sicher nach Berlin gelangen könne, wo sie ein Versteck zu finden hoffen durfte, einen sicheren Ort, von dem aus sie dann bei nächster Gelegenheit, unentdeckt von der suchenden Polizei, nach Rußland entweichen wollte. Hatte sie doch ohnehin von ihrem Vater längst eine geheime Weisung erhalten, bald zurückzukehren, denn ‚es entwickele sich was'. —

Maruschka hatte noch keine halbe Stunde das Sanatorium verlassen, als dort ein ernst aussehender

„Sie wissen?“ fragte der junge Mann in höchstem Erstaunen und holte mit einem verlegenen Zögern ein Kabinettbild aus der Brusttasche.

„Danke,“ sagte der Kommissar. „Ich wußte allerdings nicht, aber — ich nahm an. Es tut mir leid, daß ich es Ihnen vom Busen reißen muß, an dem Sie es gewiß trenn gehegt. — Hum, eine schöne junge Dame — Kassejchönheit,“ schmunzelte er, wandte das Blatt und las laut: „Maruschka Ihrem Oberbächelchen. — Oberbächelchen? Das verstehe ich nicht.“

„Ah, ich vergaß,“ sagte der Leutnant sehr verlegen und stellte sich vor: „Oberbach, Leutnant von Oberbach.“

Der Kommissar verbeugte sich lächelnd, steckte das Bild zu seiner Legitimation und empfahl sich mit der Mahnung, die ganze Angelegenheit verschwiegen zu behandeln. Seine Pflicht rufe ihn jetzt nach dem Bahnhof, aber er würde wohl im Lauf des Tages noch einmal zu weiteren Recherchen vorsprechen. Damit verließ er das Zimmer, und der Leutnant blickte ihm ganz verflört nach.

Als Kommissar Neumann auf dem Bahnhof angelangt war, begab er sich sofort in den inneren Fahrschalterraum und unterrichtete die Beamten über eine junge Dame mit stark russischem Akzent, die vor kurzem eine Fahrkarte, vielleicht nach Berlin, gelöst habe. Der Beamte am Schalter III für Durchgangszüge erinnerte sich, daß ihn die Russin, die er nach dem Bilde sogleich wieder erkannte, trotz des Gedränges am Schalter mit Fragen belästigte, aber sie habe ein Billett nach der Schweiz gelöst.

„Selbstverständlich. Hab' ich's mir doch gedacht, daß die Heimreise nach Rußland nur eine Finte war. Der sichere Boden der Schweiz lag der Canaille näher,“ brummte der Kommissar und lam sich sehr klug vor. Dann ging er auf das Telegraphenbureau, um die Polizei der größeren Aufenthaltsstationen

der Strecke nach Basel zu benachrichtigen, daß mit dem nächsten D-Zug die Spionin Maruschka v. Hertling, deren Signalement er gab, passieren würde, und daß man sie verhaften möge.

„Na, das Vögelchen werden wir schon erwischen,“ schmunzelte der Beamte, als er das Bureau verließ.

7.

Es waren noch keine drei Wochen seit der Abreise Kurt Gehrkens' aus dem Vaterhause ins Land gegangen, so war er schon wieder da, plötzlich, unangemeldet. Die Eltern mußten, was es zu bedeuten hatte. Der alte Herr schmunzelte und meinte:

„Junge, das hätt' ich doch nie gedacht, daß du eine so verzehrende Sehnsucht nach uns hättest. Die Mutter aber nahm den Sohn bei der ersten Gelegenheit beiseite und sagte:

„Ach, Kurtchen, ich bin gar zu glücklich. Und wie wird sich die erst freuen, um die du jetzt so schnell die große Reise gemacht hast.“

„Bist du dessen so sicher, Mama?“ fragte er in leiser Erregung.

„Mehr als sicher. Sie müßte doch kein Mädchen sein, wenn ihr deine kostbaren Blumen und dein Briefchen nicht genug gesagt hätten. Es ist seitdem

eine ganz wunderbare Veränderung in ihrem Wesen vor sich gegangen. Du kannst es mir glauben, sie hat dich furchtbar lieb. Es ist ausgeschlossen, daß ich mich darin täusche. Ach Kurtchen, du wirst eine recht liebe Frau in ihr kriegen. Und ich werde sie auch sehr, sehr lieb haben. Sie wird sich niemals über ihre Schwiegermutter beklagen müssen.“

„Und weiß sie schon um die Veränderung in meinen äußeren Verhältnissen?“

„Daß du jetzt selbständig und ein großer Fabrikherr drüben feiest? Ja, das hab' ich ihr gesagt. Nur, daß du ein Russe wurdest, davon hab' ich noch nicht gesprochen. Es gab sich gerade nicht so.“



Auf Requisition in Feindesland.

„Oder du hast dich wohl ein wenig gefürchtet? Sag's nur.“

„Es war mehr wegen des Professors. Du weißt ja, wie er ist. Er hat's doch nun mal so auf alles Deutsche gepackt. Man muß sich ja schon ordentlich fürchten, ein fremdes Wort in seiner Gegenwart in den Mund zu nehmen. Neulich sollen sie ihn in einem sozialdemokratischen Blatt als ‚Gottfried der Alldeutsche‘ verspottet haben. Na, es ist sein Steckpferd, und er hat wohl auch die Irene ein wenig angesteckt. Aber darum mach' dir nur keine Sorge. Ich weiß, wenn du ihr das sagst, das wegen deines Russentums, wird sie deine Gründe würdigen. In solchem Falle denkt ein liebendes Mädchen eben nichts, als die in der Bibel, nämlich: ‚Dein Land ist mein Land, und wo du hingehst, da geh' auch ich hin.‘“

„Ich hab' das nun doppelt nötig, Mama: eine Frau, wie Irene sein wird. Weißt du, man gibt doch manches auf, wenn man als Deutscher fremder Untertan wird. Ich will es dir nur eingestehen, denn einem muß ich es doch sagen. Dem Papa brauchst du ja nicht davon zu sprechen. Ich hätte das selber erst gar nicht gedacht, daß einem eine Formalie so nachgehen kann. Man kommt sich da vor, als habe man den festen Boden unter sich verloren. Aber den gewinne ich wieder, wenn Irene an meiner Seite ist, das weiß ich, das fühl' ich. Und jetzt will ich auch nicht länger mit meiner Erklärung zögern.“

„Ja, mein Junge, frisch zugefaßt, und du wirst das Glück und die Heimat in Händen halten,“ ermunterte sie ihn.

So ließ er sich denn wieder einige der schönsten Orchideenzweige aus dem großen, väterlichen Gewächshaus geben und schritt dann das schmale Treppensträßchen empor, das nach der kleinen Nachbarvilla führte. Er hatte doch ein wenig Herzklopfen, als es an der Tür läutete.

Irene selbst öffnete ihm, denn Kellers hielten kein Dienstmädchen. Dazu reichte es nicht recht. Sie hatten nur eine Zugehefrau, die um die Zeit nicht da war.

„Ach, Herr Gehrkens, Sie?“ sagte das Mädchen tief aufatmend und heftig errötend.

„Ja, Fräulein Irene, ich selbst. Und wie ich es Ihnen schon angekündigt habe, bin ich eigens den weiten Weg aus Rußland hergelommen, um Ihnen einen Ersatz für meinen ersten Orchideenstrauß zu bringen.“

Sie nahm die Blumen in neuer Verlegenheit. „Ich habe die andern so gut gepflegt, daß nur wenige verwelkt sind,“ sagte sie leise. „Aber ist es nicht unrecht, daß Sie wegen mir einfachem Mädchen solch kostbare Blumen opfern?“

Er sah ihr voll in die Augen und entgegnete: „Ich bedaure nur das eine, Irene, daß sie nicht

noch viel kostbarer sind, so kostbar, daß sie mir ein wirkliches Opfer erforderten.“

Sie öffnete die Tür zu einem kleinen Zimmer und bat ihn, näher zu treten. Altväterlicher, gediegener Hausrat, sorgfältig gepflegt, stand da umher: ein Tafelklavier, ein Schranksekretär aus hellem, schön gemasertem Kirschbaumholz und eine ihm ähnliche Kommode, auf der unter einem Glassturz eine Uhr aus Goldbronze stand. Ein Bauernmädchen mit bloßen Beinen saß darauf und blickte auf einen Schmetterling, der ihr auf die Hand geflogen war. Unten ging der Pendel hin und her. Über der Kommode hing eine große, schon ein wenig verblasste Photographie von Bandels Hermannsdenkmal und daneben in mäßigen Pastellen die Bildnisse der Eltern des Professors.

„Wie mich dies alles so eigen ammutet,“ sagte er.

„Es ist ein wenig altmodisch. Aber soll man sich von lieben und nützlichen Möbeln trennen, weil sich die Leute in Darmstadt oder anderswo plötzlich einbilden, sie erst hätten die richtigen Formen entdeckt? Und bei diesen alten Stücken weiß man doch, daß liebe Hände sie gepflegt haben. Nicht wahr, man würde doch ein Stückchen seiner Persönlichkeit hingeben, wenn man sich von solchen Dingen trennen wollte?“ meinte sie.

Er fühlte es, in diesem Hause wurzelte die Tradition. „Es ist mir, als wenn ich als Knabe in das Staatszimmer meiner Großmutter träte, immer mit einer Art von heiliger Scheu,“ bekannte er. „Unser Fremdenzimmer hat noch viele von Großmutter's Möbeln, aber in die großen Salons unserer Villa drüben paßten sie leider nicht. Das mußte eben alles modern hergerichtet werden.“

„Das ist vollkommen begreiflich,“ stimmte sie zu. „Aber unser altes liebes Landhäuschen hier macht solche Ansprüche nicht, und so sind wir eben altmodisch geblieben. — Aber nehmen Sie Platz, Herr Gehrkens. Vielleicht darf ich Papa rufen?“ Sie sagte es nur, weil sie sich vor heimlicher Unruhe und Erregung gar nicht zu helfen wußte.

„Ach nein, ach nein,“ wehrte er. „Ich möchte um keinen Preis, daß der Herr Professor gestört wird. Ich weiß, er beschäftigt sich literarisch.“

„Ja, er schreibt für einen Verlag eine fortlaufende Reihe kleiner Heftchen: ‚Charakterköpfe der deutschen Nation‘. Er geht ganz auf in dieser Arbeit. Es ist eine schöne, echt patriotische Sache; sie wird gute Saat in junge Herzen aussäen.“

„Um so ungerechtfertigter wäre es, wenn ich ihn stören wollte. Und wenn ich ganz ehrlich sein soll, es war mir darum zu tun, ein wenig mit Ihnen allein zu plaudern, Fräulein Irene.“

Wieder schoß ihr eine heiße Blutwelle bis in den Nacken, und die Erregung packte sie so, daß sie sich



Aufspiehende Artillerie. Nach einem Gemälde von Anton Hoffmann. Verlag der Neuen Photogr. Gesellschaft, Berlin-Steglitz.

setzen mußte. „Mit mir allein?“ kam es angstvoll und zagend über ihre Lippen.

„Ja, gleichsam als Entschädigung dafür, daß wir neulich in unserer Unterhaltung so schmählich durch das grüne Kleid gestört wurden.“

„Das die Zigarren rauchte?“

„Ja, und so in allen Dingen das Gegenteil von Ihnen war.“

„Um eins aber muß man sie unbedingt bewundern. Sie spielte großartig Klavier. Ich schämte mich anderen Tages fast, als ich mich hier an das Instrument setzte.“

Er blickte auf das altmodische Gerät. Es war geöffnet. Ein paar Notenhefte standen auf dem Pult. „Jedes nach seiner Art,“ meinte er. „Ich bin überzeugt, Sie werden diesem Instrument hier alles das entlocken, was zu seiner Umgebung paßt, liebe, schöne Weisen, und es fragt sich, wem der Vorzug zu geben wäre, dem oder der geschickten Effekthascherei auf einem modernen Flügel.“

Er saß neben dem Klavier und blickte in die aufgeschlagenen Noten. „Ah, russische Lieder,“ sagte er erfreut. „An Alexis send' ich dich, und hier auf der andern Seite: ‚Schöne Minka, ich muß scheiden.‘“

„Es sind die alten, lieben Lieder, die einst meine Mutter gesungen hat. Dort ist ihr Bild, das über dem Klavier hängt, und ich meine — nun ja, es ist nur so ein Empfinden, als wenn ich ihr eine Freude machte, wenn ich ihr das hin und wieder spielte. Es sind doch auch so schöne Melodien und so poetische Texte.“

„Es ist eine große Poesie in den Liedern des russischen Volkes. Es freut mich, daß Sie das empfinden, wo ich — doch mit Rußland so enge liiert bin. Ich hatte Sie eigentlich im Verdacht, daß Sie das Ausländische nicht immer rein sachlich betrachteten — verzeihen Sie.“

„Oh, da sind Sie im Irrtum. Ich interessiere mich sogar sehr für fremde Länder und Völker, und wenn ich Papas Kolonialzeitung lese, wächst meine Sehnsucht nach blauen Meeren und Palmenhainen, und ich verstehe wohl, daß dies ‚Bleibe im Lande und nähre dich redlich‘ für unternehmende Geister heute nicht mehr so recht paßt. Ich möchte auch nicht immer hier sitzen bleiben, und wenn jetzt meine Schwester zurückkommt, um nun statt meiner hier den Haushalt zu führen, dann möchte ich gerne einmal über unsere Grenzpfähle hinaus.“

„Das ist recht, das freut mich von Herzen, daß Sie diesem übrigens echt deutschen Drange ins Weite folgen wollen,“ äußerte er, erfreut darüber, daß sie ihm unbewußt auf halbem Wege entgegenkam. „Und welche Pläne haben Sie, Fräulein Irene?“

„Oh, es war mir alles noch unbestimmt, aber die Pläne drängen sich von selbst auf. Ich werde vielleicht dahin kommen, wohin ich am nächsten zu kommen glaubte, ja, nach einem Lande, gegen das ich ganz instinktiv immer eine gewisse Abneigung gehabt habe, obgleich sich dort“ — sie lächelte ein wenig — „ein guter Freund und Nachbar offenbar sehr wohl fühlt. Ich meine — Rußland, oder wenigstens Russisch-Polen.“

(Fortsetzung folgt.)



22

Kriegshunde und ihre Führer. Geiphet, Zellmann, Eschwege.

22

Die Sanitätshunde.

Von Dr. Ludwig Staby.

Mit einer Kunstbeilage und zwei Text-Abbildungen.

Außer den großen Überraschungen, wie Zieger, Brummer und U-Boote, hat uns der jetzige Krieg auch noch manche andere kleine, aber nicht unwichtige Neuerungen gebracht, wozu eine Erfindung im Sanitätswesen, der Hund im Dienste des Roten Kreuzes, in erster Linie zu rechnen ist. Auf den ungeheuren ausgedehnten Schlachtfeldern ist es trotz aller Sorgfalt des Sanitätspersonals beinahe unmöglich, jeden Verwundeten rechtzeitig zu finden, und das Absuchen des riesigen Gebietes, auf dem die Schlacht getobt hat, wird ganz besonders erschwert, wenn die Nacht alles mit ihrem Dunkel bedeckt. Außerdem suchen die Verwundeten, einem ganz natürlichen Triebe folgend, irgendeinen Schutz auf, sie kriechen unter Gebüsch und Gesträuch, in Gräben, Löcher und andere Verstecke, so daß auch aus diesem Grunde ihre Auffindung, besonders in waldigem Terrain, ganz außerordentlich erschwert ist. Die Hauptaufgabe des Sanitätspersonals ist es aber, die Verwundeten so rechtzeitig zu finden, daß sie nicht verbluten oder sich sonstige Verschlimmerungen ihrer Verletzungen zuziehen. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß sich unter dem Vorsitz des Herrn Kommerzienrats Stalling in Oldenburg der „Deutsche Verein für Sanitätshunde“ gebildet hat, der die Aufgabe übernommen hat, der deutschen Armee ausgebildete Führer und Hunde zur Verfügung zu stellen, die dem wichtigen Zweck dienen, während und nach der Schlacht die Verwundeten aufzusuchen und sie dem Sanitätspersonal zur ersten Hilfeleistung zu überweisen.

Die Heeresleitung ist erst nach längerem Zögern auf die Verwendung der Sanitätshunde eingegangen, und zwar aus dem Grunde, weil in Friedenszeiten schlechte Resultate erzielt worden sind, was aber nicht an den Hunden, sondern an der Art ihrer Abrichtung und Führung lag. Man hat schon in früheren Jahren zu Übungszwecken bei den großen Manövern Hunde verwendet, machte aber den großen Fehler, diese Hunde mit Verbandzeug und Labelflaschen auszurüsten, was sehr unzweckmäßig war, denn

erstens hindern diese Gegenstände in Gestrüpp und Waldesdickicht die Tiere sehr und dann ist der Hund hauptsächlich nicht für Verwundete da, die sich selbst noch verbinden können, denn diese sind fast immer noch imstande, sich dem Sanitätspersonal allein bemerkbar zu machen. Erst als der Gedanke durchdrang, die Hunde nur auf das Auffinden und Anzeigen der Verwundeten an den Führer abzurichten, war der richtige Weg der Ausbildung gegeben, und auf diese Art ist der jetzige sehr brauchbare Sanitätshund herangezogen worden. Alles Lästige und Überflüssige ist fortgefallen, der Hund trägt nur ein Halsband mit dem weit sichtbaren Roten Kreuz, bei Nacht noch ein kleines Glöckchen, und dann hat er zu seinem Schutz gegen Kälte und schlechtes Wetter eine Decke, die ebenfalls mit dem Roten Kreuz versehen ist. Früher mußte der Hund irgendeinen Gegenstand des Gesundenen, etwa Mütze oder Helm, zum Führer bringen; auch das ist jetzt als durchaus zweckwidrig und unnötig erkannt worden, denn durch das Ergreifen eines solchen Gegenstandes kann der Verwundete nicht nur belästigt, sondern sogar geschädigt werden. Der Hund muß jetzt nach dem Finden des Verwundeten sofort zu seinem Führer zurückeilen und ihm durch Zeichen, leises Anstoßen oder einen kurzen Laut von seinem Funde Nachricht geben. Der Führer nimmt dann den Hund entweder an die Leine oder folgt dem Tier dicht auf den Fersen und wird nun schnurstracks zu dem Verletzten hingeführt. Es ist genau dieselbe Arbeit, die der Verweiser unter den Jagdhunden leistet, der den Jäger zu dem erlegten Wild bringt. Das Verbellen des Verwundeten, das früher auch angewandt wurde, ist jetzt ebenfalls abgeschafft, da dadurch manche Unzuträglichkeiten entstanden, von denen ich nur die nennen will, daß Feinden und Schlachtfeldhyänen der Aufenthalt der Sanitätstruppe verraten wurde.

Von der Verwendung von Jagdhunden hat man abgesehen, da man wohl mit Recht fürchtete, daß diese Hunde nur mit der Nase arbeiteten; das soll der Sanitätshund

nicht, der soll sich nicht auf seine Nase und auch nicht auf seine Augen allein verlassen, sondern er soll das ganze Gelände absuchen, keinen Quadratmeter undurchsucht lassen und besonders jedes Gesträuch, jeden Graben und jedes andere Versteck sorgfältig durchstöbern. Es sind insfolgedessen nur vier Hunderassen zum Sanitätsdienst zugelassen, und zwar der deutsche Schäferhund, der Dobermannpinscher, der Airedale-Terrier und der Rottweiler. Alle Hunde müssen gesund und kräftig und mindestens ein Jahr alt sein. Die Hauptsache ist, daß sie ihren Herrn und Führer genau kennen und ihm treu ergeben sind. Infolgedessen muß der Führer seinen Hund ganz allein abrichten und mit ihm arbeiten. Den Ruf und Pfiff seines Herrn muß der Hund ganz genau kennen, ihm auf Wort und Wink gehorchen, sich niederlegen und hereinkriechen lassen, kurzum, völlig in der Hand des Führers sein. Hieran erst lernt der Hund das Arbeiten im Felde; zuerst auf kürzere Entfernungen, dann immer weiter muß er das Terrain genau abrevieren und sich eine enge Quersuche links und rechts von dem Führer angewöhnen. Wenn er das kann, nimmt der Führer einen Gehilfen, der den Verwundeten spielen muß. In irgendeinem Versteck legt sich der Gehilfe nieder, und der Hund muß ihn suchen. Er findet den ihm bekannten Gehilfen leicht; wenn er darin ganz fest ist, muß er auch fremde Personen aufsuchen, und bei dieser Arbeit werden ihm immer mehr Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Der Gehilfe verbirgt sich hinter Manern und Strohanfen, unter Hecken, im Dickicht, und planmäßig muß nun der Hund alles absuchen. Nachdem diese Übungen bei Tage vollendet sind, werden Nachtübungen gemacht, denn die Hauptsache ist, daß der Hund gerade während der Dunkelheit die Verwundeten findet. Hat er alles dieses gelernt, dann wird

mit mehreren Hunden zu gleicher Zeit gearbeitet. Eine große Anzahl „Verwundeter“ verteilt sich über das ganze Terrain und versteckt sich an den geeigneten Stellen; nun gehen die Führer gleichzeitig mit den Hunden vor. Es muß so eingerichtet werden, daß jeder Hund mindestens vier bis fünf Verwundete findet. Sobald der Hund einen Verletzten gefunden hat, eilt er schleunigst zu seinem Herrn zurück und bringt diesen an Ort und Stelle. Dieses Zurückteilen zum Herrn ist von ganz besonderer Wichtigkeit, es muß dem Hunde in Fleisch und Blut übergehen, damit er nicht in die naheliegende Verführung kommt, nach dem Finden des ersten Verwundeten gleich den zweiten zu suchen. Ist der Hund fertig ausgebildet, dann kommt er ins Feld. Sein Herr zählt zu den Sanitätsoldaten und trägt auch deren Uniform. Nach der Schlacht wird jedem Führer ein bestimmter Abschnitt des Schlachtfeldes zugeteilt, den er absuchen muß. Das Glöckchen am Hals des Hundes gibt ihm in der Dunkelheit immer Aufschluß über den Aufenthaltort seines vierbeinigen Gehilfen. Hat der Hund den Führer zum Verwundeten herangebracht, dann winkt oder ruft dieser das Sanitätspersonal herbei, und dieses übernimmt nun den Verletzten, während der Führer seine Suche fortsetzt. So müssen Führer, Hund und Sanitätspersonal Hand in Hand arbeiten, und ohne die direkt folgenden Sanitätsoldaten darf keine Suche veranstaltet werden.

Das deutsche Gardekorps ist schon vollständig mit Sanitätshunden ausgerüstet, und hoffentlich werden bald noch mehr Hunde ins Feld kommen, damit alle Armeen hinreichend damit versehen sind. Mancher Schwerverwundete wird dann durch die treuen Hunde vor dem sicheren Tode bewahrt, während er sonst vielleicht einsam verbluten müßte. ☐



Ein Kriegshund führt zu einem im Wald liegenden Verwundeten.



Ein feindliches Fort nach der Beschießung durch die Deutschen. Phot. Leipziger Pressebureau.

Im Sperrfort.

Novelle von Karl Hans Strobl.

François Revol befühlte die Betonmassen, neben denen er sich hinschob, mit spizen Fingern; er hatte ein Gefühl von erstarrtem Mehl, von einem eisernen Teig, der für die Ewigkeit zusammengebacken ist. Ein Sonnenstrahl sprang in den Rasemattengang, und das war sehr seltsam, wie das Leichteste und Flüchtigste, das Licht, an diesen Mauern von Beton, diesem glatten Gebirge, diesem künstlichen Berg hinglitt. Eisentüren dröhnten, aus der Küche, die eine Galerie tiefer lag, qualmte Fett und Würze — Bohnen waren natürlich dabei —, in den großen Eisentöpfen brodelnd; unten in der Dämmerung schwamm eine weiße Mütze, eine Stimme, schmalzig und von Wasserdünsten aufgeschwemmt, rief: „François, he, François“ . . .

Au den Flanken der hydraulischen Maschinen wand sich die kleine Treppe hinauf, eine spiralige Ranke aus Eisen. Dann sah man auf den versenkten Panzerturm, diesen Pfropfen aus Stahl, der in das Betongebirge eingelassen war und der sich aus ihm erheben konnte, um aus seinen Rieskanonen Schüsse abzufeuern und wieder zu verschwinden.

Ah, ein solcher Panzerturm . . . mochten sie kommen, die Preußen . . . der hob sich aus seinem Betonloch, schoß und war schon wieder fort.

François Revol war ein tapferer kleiner Soldat aus Lyon. Wie einer der drei kleinen Lyoner Soldaten, so ein richtiger Pion-Pion aus den Chansons. Aber tapfer, die Deutschen mochten erst mal kommen, sie sollten sehen! Beton und Stahl und Panzertürme . . . und die französische Tapferkeit, die war noch stärker als alles andere. François Revol's Geist, der, wenn er hätte erscheinen können, die Gestalt eines kleinen, wohlgenährten, wachsamem Hündchens angenommen hätte, wick sonst den großen und gewichtigen Gedanken aus. Ein Lyoner Seidenweber, er hatte guten Verdienst, war fleißig und nüchtern, dann am Sonntag der Bummel auf dem Cours du Midi und am Kai Perrache, ein Schokoladenfrühstück bei Du Louneau um fünfzig Centimes, mit Rahm und Brötchen siebzig

Centimes, und dann, Freundschen, am Nachmittag mit der Drahtseilbahn zur Jourvière, ah! der Blick auf die Stadt, den Sauf von Dächern zwischen Rhône und Saône . . . und Madelaine lacht, und von ihrem silbernen Armband bimmelt das Herzchen gegen das Glas Vock . . . wie silberne Tropfen springt dieses Geklimper in den Sonnenschein . . .

Du lieber Gott, Lyon!

Großes brauchte man nicht in seinem Kopfe zu wälzen. Es gab keine beängstigenden Fragen. Lyon, der Glanz der Flüsse, die Baumalleen der Kais, das Geklingel von Madelaines Armband, dahinter ein Strahlendes, ein Lichtmeer, ein Vulkan von Menschen voll Klugheit und Energie: Paris — dies alles das Vaterland! Dann noch viel Land, aber endlich etwas, das schmerzlich war zu denken: die Grenze und jenseits dann der Feind, lauter Wälder und Sümpfe, ein sauerkrautessendes, stinkendes Volk, schmutzig und diebisch, ein besonders bössartiger Stamm unter ihnen, die Mlanen, der ritt das Fleisch unter den Sätteln weich und spießte die kleinen Kinder an die langen Lanzen, immer mehrere hintereinander, wie die Lerchen.

Mein Gott, wie einfach! Man würde diese Horden schlagen und durch die Wälder und Sümpfe nach Berlin marschieren, das irgendwo am Rand des Eismeeres stak.

Nun, es war auch ganz gut so, wie es die Regierung vorgezogen hatte: den Feind erst ins eigene Land hinein-zulassen, um ihn desto gewisser zu vernichten. So hatte man doch die Freude, auch beteiligt zu sein, aus den guten Kanonen ein paar Schüsse abzugeben. Man hätte sonst während des ganzen Krieges da hocken und Fett aufsehen können. Und dann Madelaines schnippisches Gesicht, die gekräuselten Lippen, wenn etwa einer am Nebentisch erzählte, wieviel Preußen er abgeschlachtet hatte . . . „Oh, François . . . und du hast keinem einzigen Prussian das Licht ausgeblasen . . .?“

François lag oben auf dem Wall, häuchlings und kraute das kurze Gras. Die gute französische Muttererde kam hinter seine Fingernägel, er hob die Hände und sah

sie blauschwarz hinter dem Horn schimmern, diese Krume des Heimatbodens. Ach, vielleicht brauchte man sich gar nicht einmal zu bemühen, vielleicht empörte sich diese gute Heimat Erde, warf Blasen, die wie Granaten zerplatzten und die Deutschen in der Luft zerrissen. Oder sie tat sich auf und verschlang sie, daß sie mit ihren gottverdammten Nägelbeschlagenen Schuhen voran zur Hölle fuhren.

Vielleicht aber träumte man das alles bloß! Vielleicht gab es gar nicht Krieg, wenn man so auf die Ebene hinsah, so konnte man es gar nicht glauben. Man mußte schon sehr gute Augen haben, wenn man die eigenen Infanteriestellungen sehen wollte, die Schützengräben, die verdeckten Batterien auf den Hügelrändern. Nur dies war verdächtig, diese unaufhörliche Erschütterung der Luft. Es schien, als bearbeite man in der Ferne ein ungeheueres Kalbfell mit ganz großen, dicken, weichen Schlägeln.

Louis ging vorbei, er hatte seinen spähhaften Tag, gab dem liegenden Kameraden einen Tritt auf das weiche Rückenende und sagte: „Du suchst wohl die Mansfeldlöcher aus, in die wir die Preussens jagen wollen?“

François zog ein bedenkliches Gesicht: Ob man wohl Gefangene machen würde? Und ob das anging, daß man sich einen vom Kommandanten ausbat, nur um ihn nach Lyon zu bringen wie einen Bären, und Madeleine vorzuführen?

Nuten in der Kasemattkaserne klapperten die Eßschalen. Der Hornist blies, ebenso falsch wie alle Tage. Die Mannschaften reiheten sich an die langen Tische, aus den Eßschalen dampften die Fleischstücke und das Gemüse. Kein Mensch hätte gewußt, daß Krieg sei, wenn nicht Louis, der sich mit einem unerwünscht zähen, häutigen Fleischsehn zu balgen hatte, geäußert hätte, er freue sich schon auf das Preußen-Frikassee. Ein langer Unterkanonier aus Besançon, der die komischsten Grimassen machen konnte, verdrehte dazu die Augen, rollte sie auf lächerliche Art, daß man bloß das Weiße sah, und fleischte dabei die Zähne wie ein Ruskuaeker. Es sah wirklich gefährlich aus, als könne er mit dieser Maschine von Zähnen einen Menschen mitten durchbeißen. Dann fuhr er plötzlich mit beiden Armen in die Höhe und bewegte sie zuckend und baumelnd, als würden sie an Schnüren gezogen, eine Art von lebensgroßem Hampelmann, der so um sich schlug, daß ihm seine Nachbarn lachend ausweichen mußten.

Und zu allem Überfluß ließ er nun auch noch ein naturgetreues Gackern aus dem Halse krollern. Louis Gaspard hob ihm die Schöße seines Uniformrockes hoch, um nachzusehen, ob er nicht am Ende wirklich ein Ei gelegt habe. Darauf stülpte ihm der Ruskuaeker, Hampelmann und eierlegendes Huhn vereinen konnte, die Eßschale auf den Kopf, daß Louis der Rest der Gemüsesuppe über das Gesicht rann ...

Ein Hornsignal rief Alarm.

Die lustigen Jungen stießen und pufften sich noch bei der Türe hinaus. Alle Zuschauer lachten aus vollem Hals, und François hatte ein so wunderbar warmes Lebensgefühl, wie es ihm nur ganz selten zuteil wurde. Das war alles so glorreich eingerichtet und hing so fest in den Angeln, daß man keinen Zweifel an seinem Bestand zu haben brauchte. François machte sich keine Gedanken darüber, aber es war so ein Gefühl, als ginge die Achse der Welt mitten durch ihn und durch dieses Fort, das in die Erde gewachsen war. Die Gesellschaft von lustigen Kameraden, die hier die Besatzung bildete, wußte sich die Zeit mit Heiterkeit zu vertreiben.

Noch hing das Lachen in ihm, während der Befehl verlesen wurde, in dem stand, daß sich starke feindliche Kräfte gegen das Fort bewegten und in dem scharfer Dienst angeordnet wurde.

Die armen Jungen von Preußen konnten einem leid tun. Ein Bedauern von obenher flog den kleinen Lyoner an, denn es war doch immerhin zu bedenken, daß die Deutschen in ihren Sümpfen und Köhlerhütten Frauen zurückgelassen haben mochten, Mütter, Bräute und Freundinnen.

Eine Stunde später, während François seine Eßschale wusch, steckte Louis Gaspard den Kopf zur Türe hinein, pff! gellend auf zwei Zingern und schrie: „Es geht an.“

Alles lief hinaus. Man hörte in der Ferne ein Gepraffel, als würden unendliche Mengen von Bohrenstangen zerbrochen. Ab und zu plätschte irgendwo im Weltraum die Luft. Ein Signal rief die Mannschaften zu den Geschützen.

François trat mit seinem Zug an das Ungeheuer von Kanone, das dunkel und stumm dalag, ein Monstrum von Kraft und Genauigkeit, ein ganzes Wunder, von der Mündung, die nichts ist als Hinansbrüllen der Vernichtung und Zerstörung, bis zum Verschlußstück, zu den feinen Apparaten, die für das ganze Untier zu denken scheinen. Im Ausschnitt vor der Mündung sah er ein Stück des Feldes, das jetzt von Praffeln und Brummen übersponnen war. Über den Hügelrücken paßten kleine Wölfschen ins weißliche Blau, aus dem graugrünen Boden rissen sich bisweilen Säulen von Steinen und Erde los, aus den Wassergräben spritzten Strahlen hoch, Gebüsche schienen plötzlich von einer Riesenhand ausgerissen und

ein Stück durch die Luft geschleudert zu werden. Die ganze Ebene bebte, ohne daß man einen Menschen sah. Es war wie eine hübsche, niedliche Zauberei, die vor Zuschauern aufgeführt wurde, die in ihren sicheren, behaglichen Logen saßen und beinahe vergessen konnten, daß sie doch auch irgendwie daran beteiligt waren. François Reool befaß diese Loge aus Beton, dieses Stück härteste Erde, diesen Inbegriff von Festigkeit, von Zuverlässigkeit und Dauer. Er trat einen



Das französische Sperrfort Camp des Romains, aus 2500 m Höhe von einem deutschen Flieger aufgenommen. Es wurde als das dritte Sperrfort der Linie Verdun—Toul von den Deutschen erobert.

Schritt zurück und fühlte mit dem Rücken die Stahlwände des Panzerturmes, der regungslos in seiner Betonröhre saß. Aber ein Druck auf einen Knopf konnte ihn steigen machen und sein Feuer gegen den Feind werfen.

Ein heftiges Klingeln riß an François. Aus dem Telephonapparat sprang eine rote Scheibe vor, der Leutnant stürzte auf den Hörer los. Er hatte ein lustiges Rindergesicht und war von allen wohlgekommen, selbst von seinen Vorgesetzten, obzwar sie wußten, daß er es mit dem Dienst nicht genau nahm, weil ihn die lebenswürdige Bewohnerin des weißen Schlosses hinter den Wäldern manchmal seinen Pflichten entzog. Jetzt sah man gleichsam, wie durch das Telephon der Gruß der Stunde in seine Miene rann. Die Lippen wurden schmal, die Augenbrauen streckten sich gerade und auf der leicht gebräunten, glatten Stirne warf sich eine Falte auf.

„Kinder,“ sagte er, „sie bringen drüben ihre Geschütze in Stellung. Ein Flieger ist eben herein. Es sind diese großen Mörser dabei, von denen man erzählt hat . . .“

Louis Gaspard warf einen kühnen Blick auf das Stück Welt vor der Mündung des Geschützes: „Sie sollen nur ihr Maul aufreißen,“ lachte er, „wir wollen es ihnen schon stopfen. Wir schießen auch nicht mit Hundekuchen.“

Draußen schwoll der Lärm zu einem unwilligen Summen an, immer häufiger spritzte die Erde in Säulen hoch. Ein Krachen schlug herein. Wo eine der verdeckten Batterien gestanden hatte, quoll eine dicke weiße Wolke zwischen dem Buschwerk. Wie eine Rose Karfiol stand sie, mit vielen niereenförmig ineinander verschnittenen Wölbungen, die sich am Rand scharf gegen den bläulich-weißen Himmel absetzten. Plötzlich waren Menschen auf der Ebene, es waren viele Menschen, die aus dem verzauberten leblosen Boden plötzlich aufgesprungen waren. Menschen in roten Hosen, sie liefen auf das Fort zu, und jetzt erst sah man, daß auch hinter ihnen sich etwas bewegte, eine Kette graugrüner Punkte, aus der Geschrei herüberwehte.

Ein Hieb gegen François' Ohr warf ihn gegen seinen Nebenmann und beide zusammen an die Wand. Aber die Wand war lebendig und schleuderte sie wie mit einem Gegenstoß zurück. Sie sahen einander verwundert an, und dann entdeckten sie, daß die Hälfte der Kameraden auf dem Boden lag; noch ein Augenblick der Betäubung, dann sprang alles auf.

„Zu kurz,“ rief der Leutnant und deutete hinaus. In dem mit Stacheldrahtverhauen kreuz und quer übersponnenen Glacis war ein Trichter in die Erde gewühlt, ein Krater von bedeutendem Umfang und nicht abschätzbarer Tiefe, der Rasen und Erde ausgeworfen hatte. Die Stacheldrähte starren wirr durcheinander.

Es klingelte. Die rote Scheibe sprang vor.

Man gab von oben Richtungspunkt und Entfernung an. Jetzt machte jeder seinen Handgriff an dem Geschütz, und in einem Augenblick war es auf sein unsichtbares Ziel eingestellt. Die Mannschaft wich in die äußersten Ecken des Raumes.

Es klingelte wieder. Eine grüne Scheibe sprang vor. Der Leutnant hob den Arm. Dann war dieses schreckliche Moment, in dem der Körper zermalmt zu werden schien und das Krachen die Knochen auseinander trieb. Sogleich aber warf sich die Mannschaft wieder auf das Geschütz, nur ein härtiger Reservist, ein ziemlich bejahrter Mann, lehnte den Kopf gegen die Wand und erbrach sich andauernd.

Ein Stöhnen und leises Renchen ging durch den massigen Leib der Festung. Man sah, wie sich die Stahlröhre des Panzerturms aufwärtschob, an den glänzend gescheuerten Streifen des Stahles sah man es, die zwischen den Betonblöcken hinanoglitten. Gleich darauf war es,

als schlage die Decke herab, über den Köpfen der Mannschaft war das Riefengeschütz des Panzerturms abgefeuert worden, und schon sank er schnaufend und kenchend wieder in seine Deckung hinab.

Dieses Wunder von Genügigkeit und spielend leicht bewegten Riesenkräften belebte die Männer. Es war keine Rede davon, sich zu verständigen, denn von allen Seiten brach jetzt das Krachen und Bersten der Geschosse herein, aber sie winkten einander zu, mit leuchtenden Augen, und mit einem tanzenden Übermut bemühten sie sich um ihre Kanone. Der Leutnant lächelte über dem Visierapparat, Louis Gaspard lätschelte die harten, gewölbten Flanken des Geschützes wie die Rundungen eines Frauenzimmers, dann brüllte er François in die Ohren: „Mir scheint, den Sauerkrautfressern ist das Schießen schon vergangen . . .“

In dem ungeheuren Getöse ging das Klingelzeichen unter, aber der Leutnant sah die grüne Scheibe und hob den Arm. Der Druck des Schusses warf die Männer wieder durcheinander, wieder ging das Knirschen durch die Knochen, und um die Schädel spannten sich heiße Eisenreifen. Dem Leutnant rannen zwei dünne Blutfäden aus der Nase in den hübschen schwarzen Schnurrbart, der alte Reservist war gänzlich zusammengesunken, sein Kopf lag auf den Knien. François stand platt an der Betonmauer und seine Hände suchten mit ausgestreckten Fingern aus dem glatten, fugenlosen, erstarrten Teig das Gefühl der Sicherheit zu gewinnen.

Plötzlich stieß ihn die Mauer von sich, etwas brüllte, siedendheiß zerriß etwas in François, sein Mund war wie von Sägemehl erfüllt, er hatte den seltsamen Eindruck, seinen Leutnant mit aufwärts gedrehten Beinen, den Kopf nach unten, über dem Rohr des Geschützes zu sehen, er selbst flog vornüber in ein Hammerwerk, in einen Orkan von Heulen und Donnern. Für einen Augenblick glaubte er, aus seinem Körper gelöst zu sein, er war ein Nichts, eine Feder, umhergewirbelt von einem Gewitter des Entsetzens. Die Welt war in Atome zerstoßen, Schwärze rauchte um ihn, von Blutströmen zerfressen, eine Säge setzte in seinen Leib, der zwischen zwei Pole gespannt war.

Plötzlich, während er, ein armseliges Bündel Fleisch und Haut, in den brüllenden, knirschenden Walzen der Vernichtung steckte, inmitten dieses Sturmes von Brechen und Bersten, flog ein Wild in sein Hirn: der Abend auf der Fourvière, der von der Rhône umwundene Annarsch und Tanz der Dächer, ein lustig im Grünen gleitender Wagen der Drahtseilbahn und das goldumranderte, wie ein Lumentelch aufgebogene Glas Vock, gegen das Madeleines silbernes Herzchen himmelte.

Gleich darauf schwoll sein Körper wieder an, jedes Glied war ein gedunsener Schlauch, er warf sich aus Angst vor dem Ersticken aus einer Welle glühender Luft, die über ihn hinstrich.

Das Ganze dauerte endlos lange, er rollte durch einen Abgrund von Zeit. Langsam setzte sich die zersplitterte, in Atome zerstoßene Welt wieder zusammen, mit Mühe öffnete er die verklebten Augen, deren Lider versengt und ineinander verfilzt waren. Er sah einen schwarzblauen, unförmigen Klumpen, einen zerquetschten Ballen Fleisch und Knochen, von dem Streifen Haut herabhängen, Andeutungen von Fingern, etwas, das einmal eine Hand gewesen sein mochte; sie hing an einem verbrannten, zer-rissenen Ärmel, der nach einer Biegung den Weg zu François' eigener Schulter nahm.

Aber dieser Anblick entsetzte ihn nicht einmal so sehr — vielleicht war er von dem fürchterlichen Geschehen auch zu sehr durcheinander gerüttelt, um ihn unmittelbar auf sich zu beziehen — als etwas anderes, das in derselben



In den Trümmern eines Forts nach der Beschießung durch die deutschen Geschütze. Phot. Reebcker.

Entfernung vor seinen Augen lag, wie der schwarzblaue Klumpen Fleisch.

Es waren ein Paar Stiefelsohlen, die den größten Teil seines Gesichtsfeldes erfüllten, und in einer von ihnen war ein ziemlich breites Loch mit einer zusammengeknüllten, zerquetschten, schmutzigen Zeitung verstopft. Er hörte Louis, den lustigen Louis Gaspard: „Die Japs wollen uns doch Winterkleider aus Papier schicken, warum soll man seine Schuhe nicht mit Papier sohlen...?“ Der gestrige Abend war wieder da. Louis saß auf der Bank, hatte das eine Bein heraufgezogen und auf das Knie des anderen gelegt, socht mit dem zerrissenen Schuh und einer Nummer des „Matin“ in der Luft und schrie: „Wenn wir kein Leder haben, so sohlen wir unsere Schuhe mit dem Blech, das die Zeitungen schreiben...“ Wie eine furchtbare Vision standen zwanzig lachende Gesichter in der Luft.

Und als würden die Buchstaben, diese armseligen, zerschundenen Zeichen des Geistes, die ein Übermütiger in seine Schuhe gestopft hatte, durch eine böshafte Macht vergrößert, als drückten sie sich mit einer ungeheueren Kraft in seine Augen, so war François gezwungen, ein paar Worte, die sich ihm darboten, zu lesen: „... niemals dulden, daß der heilige Boden Frankreichs entweicht... denn wir kämpfen im Namen der Kultur...“

Ein schrecklicher Gedanke zitterte wie ein besiedelter Pfeil in François' Kopf. Er richtete sich auf dem linken Arm auf. Die Schuhe, die Louis gehörten, stak noch an den Füßen ihres Besitzers, und die Füße liefen in die Beine über, und die Beine sah man bis zum Knie. Aber dann war der Mensch zu Ende. Das ganze Übrige, das sich Louis Gaspard genannt hatte, stak unter einem ungeheuren Block von Beton, der zackig und scharfzantig in einem Bergsturz von Beton lag.

Jetzt erst merkte François die Veränderung in seiner

Umgebung. Er lag unter freiem Himmel. Über seinem Kopf und um ihn herum war nicht mehr die feste, undurchdringliche Masse der Gewölbe und Mauern. Irgend etwas Unbegreifliches war geschehen, er befand sich auf einer anderen Seite des Forts, inmitten einer Trümmerhalde von Beton und Stahl. Ein Geschütz war neben ihm in den Beton gerammt, wie ein Streichholz, das spielende Kinder in weichen Lehm stecken. Eine weite, mitten in die Mauer gerissene Spalte trennte es von einem anderen, das sein machtloses Maul wie in dümmter Verwunderung zum Himmel reckte. Etwas Buntes klebte dort, ein Mensch, hingeworfen und in einer seltsamen Gliederverrenkung zu plötzlicher Erstarrung festgehalten.

Und das dort drüben, diese ungeheure, verbogene Blechdose in dem Gewirr der Blöcke, dieses verbeulte, zerfetzte Gefäß, dessen Seiten aufgerissen waren... das war... Himmel, das war der Panzerturm, auf den François so stolz gewesen war. Nicht anders lag er da wie ein durchlöcherter, unbrauchbarer Topf auf den Abfallhaufen vor den großen Städten.

Noch regte sich Leben in den Trümmern des Forts, noch war der Geist der Tapferkeit nicht aus ihm gewichen. Drüben, auf der anderen Seite, trachte ein Schuß.

François wollte sich erheben, etwas sehen, aber zum erstenmal überfiel ihn der Schmerz. Aus der zerschmetterten Hand sprang er ihm in Kehle und Hirn. Er schrie auf und fiel zurück, und zugleich wußte er, daß der Schuß, auf den er stolz gewesen war, den Feind herausfordern mußte.

Und wirklich, da kam es schon. Heulend und kreischend zersprang der Himmel, die Trümmer bäumten sich auf und schoben sich knirschend übereinander. Der Boden schien in Wellen auf und ab zu schwanken, man konnte meinen, das Fort sei ein Schiff. Einen Augenblick lang

autos mehr zur Rennbahn hinab: schrill zischten, in rasendem Tempo, die Automobile — Gran in Gran, wie die Zuspäßen — der Militärs vorbei. Und sonst die Hauptfuge der Stadt, die Bewegung der vier Millionen zu erleichtern, ward immer mehr Nebenfache: der Riesenschritt der See- resleitung überdröhnte alles. So musterhaft der Verkehr aufrecht erhalten wurde, so beispiellos jeder Beamte mit kühler und unbeirrbarer Überlegung an seiner Stelle stand: das tolle, in Lebenslust überschäumende Berlin von einst war doch einer Nacht in seiner Ein-



Eine Siegesbotschaft: „Extrablatt! Extrablatt!“

schränkung zum Kriegs-Berlin geworden. Und wurde es fast von Minute zu Minute mehr. Die Litfasssäule streifte ihre Buntheit ab. Nichts mehr von der Heiterkeit der Künste, nichts mehr von der Lockung zu übermühtigen Stunden, die sonst die Fremden rief: die Litfasssäule wurde plötzlich eintönig, hatte weiße Anschläge und hatte rote Anschläge, die immer wieder nur von einer Angelegenheit sprachen, vom Krieg. Und gleichzeitig mit dem Berliner Tag hatte die Berliner Nacht sich verwandelt. Geheimnisvoll ruhte mit einem Schläge die hellste Stadt der Welt im tiefsten Dunkel. Die Glühmännchen auf allen Dächern, die brennenden Pfeile und schnurrenden Generäder, die über den höchsten Firnen bald Zigaretten, bald Halsbinden, bald Schokolade angepriesen hatten, sie alle waren jäh verlöscht.

Alles hatte sich verändert. Als über die „Linden“, von denen die übereleganten Bummler schleunigst verschwunden waren, die Reservistentrupps nicht mehr zogen, kamen andere, fremde Typen. Junge, unermüdlige Damen mit großen Büchsen für kleine Gaben: von Schritt zu Schritt erfuhr man's, daß es in naher Zukunft Verwundetennot zu lindern, Hungernde zu sättigen galt. Und in ruhigem Gleichmaß gehen, wie sonst, die Elektrischen durch alle Straßen. Aber auch sie erzählen vom Krieg: Schaffnerinnen, mit Zoppe und Kappe, verabreichen die Fahrtscheine statt ihrer Männer, die jetzt im Felde Fahrtscheine ins Jenseits aus dem Rohrlauf knallen.

Nicht nur Außerlichkeiten sind's, die die deutsche Reichshauptstadt verändert haben. In Friedenszeit geschieht es freilich nicht von Sekunde zu Sekunde, daß erregte Gruppen zusammenlaufen, die summenden Menschenknäuel immer dichter werden, daß bald dies, bald jenes Kaffeehaus von der Aufregung der Menge dröhnt, daß

plötzlich der Anführer, der das Fieber unter die Gäste trug, auf das Marmortische springt und Ansprachen hält... Daß irgendwo an sonst wenig beachteter Brückenüberführung oder gar zwischen Bruckbanten am „Zoologischen Garten“ ein vornehmer alter Herr, der sonst zwischen Büchern seine stille Gelehrtenzeit verbringen mag, mit der Flinte über der Schulter auf fern übernommener, ernst besorgter Wache steht...

All das ist der Krieg, der Reflex des Krieges und seine Farben auch für die Reichshauptstadt. Aber er wirkt über solcherlei Außer-

lichkeiten weit hinaus. Nicht nur die Straßen, die vom Ausruf der Siege auf fernem, blutgetränkten Schlachtfeldern widerhallen, nicht nur die Plätze, über die langsam und erst die Kolonnen der Verwundeten kommen, nicht nur der Stadtrahmen, auch die Menschen selbst sind gewandelt. Die Verweichlichten sind wieder hart, die Leichtsinrigen wieder ernst, die Gedankenlosen wieder nachdenklich geworden. Nicht nur der Klang der Zeitungen, die zu den verschiedensten Tagesstunden, Nachtstunden die Stadt durchrauschen, ist neu und ungewohnt, nicht bloß der Inhalt hat sich gegenüber den Friedenssorgen von gestern und vorgestern geändert. Man muß sich auch die Zeitungshändler ansehen... Vornehme junge Herren stehen am Straßenrande, noch in dem kühn geschweiften Rock, mit dem sie vor sechs Wochen das Vergnügen besuchten. Über Nacht haben sie ihre Lebensweise abgeschwören müssen, über Nacht ist manches arm geworden, was gestern reich war und verschwenderisch. Und mancher, der als Trinkgeld nachlässig das Goldstück weggab, sammelt es jetzt, „Sechser“ um „Sechser“, als Verkäufer von Extrablättern...

So übt der Krieg seine Wirkung auch auf die Reichshauptstadt stärker als nur durch phantastische Ausmalung der Kriegsberichte. Das Leben ist strenger geworden, gebieterischer in der Forderung von Pflichten und Ernst, die Stände sind einander näher gerückt in gemeinsamem Schicksal, die Unterschiede sind verwischt. Der Krieg ist auch nach Berlin als ethischer Erzieher gekommen. Und seine Lehren werden unvergessen auch dann noch sein, wenn die jetzt trotz aller Zuversicht so ernst gemessene Reichshauptstadt wieder nach fröhlicheren, unbesümmterem Rhythmen leben darf — wenn durchs alte „Brandenburger Tor“ die deutschen Truppen fahngeschmückt und blütenbekrönt wieder einziehen durften... □

Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

VI. Serbisches Abenteuer.

In Salzburg. Weiter weg vom Krieg kann man unmöglich sein. Traumhaft verschollen muten alle die steinernen Paläste an, der Glockenschlag vom Dom hallt schwermütig über die italienisch engen Gassen, Tauben fliegen ab und zu in der Herbstsonne, gelbe Blätter fallen und die salzburgischen Marktweiblein stopfen einem verwundeten Soldaten die Taschen mit gelben Birnen und grünen Weintrauben voll.

Und wie vor und eh spielt mit jedem Stundenschlag die Glockenhr irgendeines der uralten, halbvergessenen österreichischen Lieder. Das von der Treu und Redlichkeit „bis an das kühle Grab“, und das Raimundsche Hohenlied, zu Mittag um elf „Gott erhalte Franz den Kaiser“. Wenn man aber wissen will, daß draußen, weit, Kanonen dröhnen und eine Welt in Wehr und Waffen aufeinander stürzt, muß man in den Mirabellgarten gehen. Dort stehen feinerne Göttinnen auf bemosten Sockeln, Nymphen schämen sich und Daphne verwandelt sich in einen Lorbeerbaum, verwiterte Puttis mit Löchern in den Pausbacken jagen sich im Fingenspiel. Aus den herbstwelken Kronen der Kastanienbäume fallen die grünen, stacheligen Früchte und fallen Soldaten in den Schoß, die auf den Steinbänken in der Sonne sitzen, träumen, von ihren Spitalbetten aufgestanden sind und jetzt den Krieg verschmerzen, aus dem sie als Blessierte heimgekehrt sind. Sie tragen noch die weißen Verbände um eine sonnerbrannte Stirn oder haben den Arm in der Binde, und neben ihnen liegt der Stock, auf den geküßt man sie über die stillen, leeren Kirchenplätze und Kleinstadtgassen Salzburgs schlendern sieht. Eine Kugel kam geflogen... und nun sitzen sie unter den hundert Jahre alten Bäumen des Bischofsparkes von Mirabell, füttern Tauben, füttern Spazier und Goldfische, Daphne im Gebüsch und der steinerne Neptun mit dem Dreizack sieht zu und ein noch etwas blasser Burfch in der hellblauen österreichischen Felduniform erzählt im Frieden von Salzburg Geschichten vom Krieg.

An der Drina. Und Regen, Regen. Schwere Nebel, eine Bärenkälte dazu, aber das ginge am Ende noch an bei einem österreichischen Soldaten, der vor zwei Monaten salzburgischer Holzknecht war. Nur... das Warten macht ihnen allsamt das Herz schwer. Los möchten sie mit dem aufgesteckten Bajonett, dreinwettern mit dem umgekehrten Gewehr; statt dessen aber müssen sie

Schanzen aufwerfen und stunden-, tagelang im Schützengraben liegen, müssen sie lauern, horchen, Geduld haben, parieren dem blutjungen Leutnant, der akkurat so abgeschmiert wie sie alle bei ihnen im lehmigen Dreck sitzt und jeden, dem der Finger am Gewehrzüngel zuckt, wie ein jüngerer braver Bruder tröstet: „Nur a bissel wart' noch, Hias; und du, Zugsführer, wirft es wohl auch noch derwarten können, han? Gscheit sein, Leutel, um Gottes willen; Befehl ist Befehl! Unser Stund' kommt schon auch noch.“

So der Leutnant im Schützengraben, und der Zugsführer versorgt sein schon aufgestecktes Bajonett in der Scheide, und der Hias feuert herzbeweglich: den Krieg mit den Serben hat er sich wie eine Kirchtagzrauferei vorgestellt, und jetzt muß er warten, kuscheln, still sein — Befehl ist Befehl.

Einmal, nachts, kommt das Zeichen zum Aufbruch. Schon den ganzen Tag hörten sie, erzitternd vor Lust und Sehnsucht, Artilleriefener. Krachend schlug es irgendwo drüben im Nebel ein, wie böse Sternbilder plakten fast zu ihren Häupten die serbischen Schrapnell's. Jedem im Graben schlug das Herz bis zum Hals hinauf, nun kam also die Erlösung von diesem dreitägigen Dasein, und ihr Leutnant witterte in die Luft hinaus, ob noch keiner mit dem Befehl „Los“ zu sehen ist.

Spät in der Nacht marschierte das Regiment. Die Salzburger spuckten in den Graben zurück: Loch, schmieriges, mich derstreckst nimmer! Als Nachtmahl hatte es einen

Konserverkaffee gegeben, und Kommissbrot, was jeder von der letzten Fassung vor acht Tagen im Tornister hatte, also ungefähr nichts. Dafür aber ging's nun vorwärts, erst durch morastige Äcker, deren Lehmscheiben sich zentnerschwer an die Sohlen hingen, dann, ansteigend, über Fels, mühsam durch karstiges Geröll; durch die vom tagelangen Regen aufgeweichten Schuhe stachen die spitzen Steine, aber die Buben keuchten brav vorwärts, und der Hias sang sogar, was ihm seit Schulbankzeiten noch nicht passiert war. Das Lied vom Morgenrot und frühen Tod sang er, oder grunzte es vielmehr gottserbärmlich in den paar schanderhaft falschen Tönen, die so eine tabakverbeizte Holzknechtgurgel herzugeben imstand ist. „Gestern noch auf stolzen Ho—offen, heute durch die Brust gescho—offen, morgen i—in das kühle Grab!“ Aber natürlich dachte der Hias nicht entfernt an das kühle Grab,



Oesterreichische Verwundete in der Kapelle des Wiener Augartenpalais, das zu einem Reservelazarett eingerichtet wurde. Phot. Altophot. G. m. b. H., Wien.



Eine Kavalleriepatrouille auf dem Österreichisch-ungarischen Kriegsschauplatz.

sondern stellte sich mit inniger Wollust im Gemüte vor, wie er den ersten Serben „aber scho plöschchen“ würde, zur Vergeltung für das ansgestandene Warten.

Ein Wald, dann Felder, fern ein Fluß, und im zerstampften Rufkruz steht eine Hütte. Ihr zuckerhutförmiges Strohdach geht fast zur Erde hinunter, eine Tür ist da, aber es sind nur ein paar elende Bretter, und bevor noch der Zugsführer zum Anklopfen mit dem Gewehrkolben kommt, steht ein Mädchen da, schwarzhaarig, zerraut, glüht die Salzburger Buben mit ihren dunklen, seltsam heißen Augen an und hockt sich stumm ins Stallstroh zu ihren grunzenden Ferkeln. Die Soldaten lehren das serbische Schmutznest von unterst zu oberst, nichts Verdächtiges, und schon wollen sie weiter — da kommt von vorne Weisung: „Warten, dableiben, eine Patrouille zum Fluß, es sollen Banden in der Nähe sein.“

Komitatschi. Die Patrouille geht ab und der Leutnant nimmt die Serbin noch einmal ins Gebet. Der Zugsführer Taserl und der Gias stehen ihm bei, das heißt, sie helfen dann und wann mit einem nicht gar argen, mehr scherzhaften Puff nach, aber die Serbin sitzt verstockt im Stroh und läßt sich seelenruhig gefallen, daß die Salzburger Buben vor ihrer Nase schreckbar mit dem Bajonett herumfuchteln. Die Hütte ist unterdes von den andern nochmal abgesehen worden, nichts Verdächtiges zu finden. Nach einer Stunde kommt die Patrouille zurück, von Banden keine Spur, und das vorausmarschierte Regiment schiekt Nachricht: „Aufbruch vier Uhr. Direktion Wald.“

Bis vier Uhr früh sind noch gut drei Stunden, und der kleine Leutnant hat einen Einfall: die Serbin soll einen Kaffee kochen. Sie ist auch gleich bereit; die Soldaten machen ihr auf der Trümmerstätte, die einen Herd vorstellen soll, Feuer, bringen ihre Kaffeeconserven und schon brodeln das heiße Wasser im Kessel. Die Ferkel quieken,

neben und unter ihnen sitzen Soldaten, soviel Platz haben, die andern draußen unterm Strohdach; die Serbin schenkt fleißig Kaffee ein, und der kleine alpenländische Leutnant, der jetzt acht Wochen unter seinen wilden, braunen, bärtigen Kerls ist, spürt auf einmal so etwas wie ein Herz in der Brust und gibt dem serbischen Weibsbild ein paar freundliche, lustige Worte, die sie freilich nicht versteht. Aber sie sieht den blonden, schmalen Jungen mit einem Blick an, der ihm das Blut in die Knabenwangen treibt. Er will fesch sein, denkt sich; mit Weibern führen wir keinen Krieg, und schenkt ihr galant seine halbe Schale Kaffee. Der Zugsführer gröhlt; das gefällt ihm, daß der Herr Leutnant der Serbin schön tut. Wie lang ist's her, daß auch er keine weiche, weiße Patschhand in seiner Bärenpraxe gehabt hat! Und er schenkt der „Feindin“, was ihm eigentlich selber zum Kaffee geschmeckt hätte, nämlich ein letztes Stückchen Zwieback, das er im Brotbeutel findet. Die Serbin trinkt und isst, neben ihr den Männern wird's in der Herdwärme ein bißchen duffelig, sie sitzen, starren in die rotglühenden Aschenreste, der Leutnant schaut auf seine Uhr und schiekt den Zugsführer, nach den Leuten zu sehen. Der Gias, der eben erwog, ob nicht eines der runden, rosigen Ferkel bis morgen mittag im Dor-nister Platz hätte, ist unter diesen schwierigen Überlegungen — „auf einen Schnarcher“, sagt er — eingeschlafen. Der junge Leutnant schreckt aus seinem Dämmern auf, schiebt sich verwirrt die Kappe aus der Stirn: die Serbin neben ihm ist aufgestanden. Er erwischt sie noch unter der Tür. „Wohin?“ fragt er. Wie eine Kaze schmiegt sie sich aus seinem zupackenden Arm und steht draußen im Mondlicht. Die Nebel sind gefunken, schwarz starrt der Wald, kahl die Steinschroffen. Sterne glänzen fremd und grell über den Zacken. Schwach graut es im Osten, es wird Tag. Der Leutnant sieht auf seine Uhr und holt die Leute

zusammen. Ausbruch. Die Serbin hat er vergessen, später fällt sie ihm wieder ein, er will ihr für das Kaffeekochen eine Kleinigkeit schenken. Aber sie ist weg, und die zwei Leute, die der Offizier gleich nach ihr ausschickt, kommen ohne sie zurück. „Rabenwieh“ denkt, etwas betreten, der junge Leutnant, aber dann fallen ihm ihre schönen, schwarzen Augen ein, und schließlich war sie wirklich noch ein Kind . . . er schüttelt die Sorge ab und, ehrlich, legt er auf den Herd eine Krone fürs Kaffeekochen. Dann gehen sie.

Im Wald. Nichts regt sich, der Mond ist untergegangen, grau sieht der Morgen durch die Birken, von denen dann und wann ein gelbes Blatt lautlos zur Erde fällt. Schwer atmend arbeiten sich die Männer den Gebirgssteig hinan. Der Leutnant voran, und daß er die Serbin entwischen ließ, fällt ihm jetzt — warum, weiß er selbst nicht — schwerer aufs Herz. Zwei Schritte hinter ihm schneit der Zugsführer Taserl und sagt zum Hias: „Jetzt, wenn ich so an Komitatschi vor mein Brotmesser krieget . . .“

„Red' nicht“, meint der Hias, der schon gern über die Höhe sein und aus dem Wald heraus möchte. Vorne der Leutnant horcht, stehenbleibend, in die Morgenstille. Er hat das Knacken von Zweigen, das Rascheln von Laub unter schleichenden Füßen gehört, greift nach seiner Pistolentasche, öffnet sie . . . und erstarrt. Sein Browning ist weg.

Blitzschnell dreht er sich um. Jede Sehne seines guten, jungenhaften roten Gesichtes ist angespannt, seine blauen Augen sind dunkel, stählern: „Aufpassen!“ Er erkennt seine eigene Stimme nicht mehr, und mit einem leisen Verwundern fühlt er sich jetzt ganz kalt, ganz still und ruhig werden. Hinter ihm der Hias steckt bedächtig sein Bajonett auf, neidisch sieht ihm der junge Leutnant zu, am liebsten riße er ihm jetzt das Gewehr aus der Hand.

Leise zieht er den Säbel aus der Scheide, horchend, geduckt springt er zwischen den Baumstämmen vorwärts, da klatscht die nasse Walderde vor ihm auf, pfeifend fest's durch die Birken, ein Regen gelber Blätter raschelt nach und der Hias, der Zugsführer Taserl und der Leutnant fagen, in einem Atem knirschend fast, mit zusammengebissenen Zähnen: „Oha . . .“

Wie auf ein stummes Kommando werfen sie sich nieder, suchen Deckung: da, dort huscht es durch die Bäume. „Nur auf Ziel schießen“, schreit laut der Leutnant, und jetzt geht der Tanz los, das Feuern wird den Salzburger Buben schnell zu sad, aus der Deckung treibt sie's heraus; wieder auf das Bajonett, los, durchs Holz jagen sie die abgerissenen, schmierigen Kerle, der Holznecht Hias hettet einen mit der Klinge an den Baum, das Eisen bricht ab, aber das ist ihm eigentlich nur recht. Denn nun dreht er das Gewehr um und rauscht, brüllend, mit einem riesenhaften Komitatschi, der, schon zu Tod getroffen, fallend, sein hervorgerissenes Dolchmesser dem dreindreschenden Hias in die Wade rennt.

Keiner denkt nun, keiner redet, jeder wehrt sich um sein Leben, und der Leutnant sieht sich plötzlich mit einem Gewehr in der Hand. Er befinnt sich, denkt nach: ach richtig, der Zugsführer Taserl ist gefallen, vom Baum herunter hat ihn so ein Wildling angeschossen, und da er hinstürzte, riß ihm sein Leutnant das Gewehr aus der gekrampfsten Faust. War ein braver Bursch, der Taserl, aber jetzt ist nicht Zeit, an dergleichen zu denken, und der Leutnant kämpft sich wie ein wütender Berserker mit seinen paar Leuten durch eine Übermacht, die man kaum zu sehen bekommt, hinter Bäumen, unter Laub, in Gräben, oben in den Bäumen sogar versteckt ist. Dort an der Richtung bricht ein Trupp herüber, schon will der Leutnant seine



Verwundetenfürsorge in Wien: Krankenjaal in dem als Hilfslazarett eingerichteten Palais Balsby. Phot. Klotzsch, G. m. b. H., Wien.



Eine Kavalleriepatrouille auf dem Österreichisch-ungarischen Kriegsschauplatz.

sondern stellte sich mit inniger Vollstift im Gemüte vor, wie er den ersten Serben „aber scho plöschén“ würde, zur Vergeltung für das ausgestandene Warten.

Ein Wald, dann Felder, fern ein Fluß, und im zerstampften Rukuruz steht eine Hütte. Ihr zuckerhutförmiges Strohdach geht fast zur Erde hinunter, eine Tür ist da, aber es sind nur ein paar elende Bretter, und bevor noch der Zugsführer zum Anklopfen mit dem Gewehrkolben kommt, steht ein Mädchen da, schwarzhaarig, zerraut, glüht die Salzburger Buben mit ihren dunklen, seltsam heißen Augen an und hockt sich stumm ins Stallstroh zu ihren grunzenden Ferkeln. Die Soldaten kehren das serbische Schmutznest von unterst zu oberst, nichts Verdächtiges, und schon wollen sie weiter — da kommt von vorne Weisung: „Warten, dableiben, eine Patrouille zum Fluß, es sollen Banden in der Nähe sein.“

Komitatschi. Die Patrouille geht ab und der Leutnant nimmt die Serbin noch einmal ins Gebet. Der Zugsführer Tafert und der Gias stehen ihm bei, das heißt, sie helfen dann und wann mit einem nicht gar argen, mehr scherzhaften Puff nach, aber die Serbin sitzt verstockt im Stroh und läßt sich seelenruhig gefallen, daß die Salzburger Buben vor ihrer Nase schreckbar mit dem Bajonett herumsuchteln. Die Hütte ist unterdes von den andern nochmal abgesucht worden, nichts Verdächtiges zu finden. Nach einer Stunde kommt die Patrouille zurück, von Banden keine Spur, und das voranzmarschierte Regiment schiekt Nachricht: „Ausbruch vier Uhr. Direktion Wald.“

Bis vier Uhr früh sind noch drei Stunden, und der kleine Leutnant hat einen Einfall: die Serbin soll einen Kaffee kochen. Sie ist auch gleich bereit; die Soldaten machen ihr auf der Trümmerstätte, die einen Herd vorstellen soll, Feuer, bringen ihre Kaffeeconserven und schon brodelt das heiße Wasser im Kessel. Die Ferkel quieken,

neben und unter ihnen sitzen Soldaten, soviel Platz haben, die andern draußen unterm Strohdach; die Serbin schenkt fleißig Kaffee ein, und der kleine alpenländische Leutnant, der jetzt acht Wochen unter seinen wilden, braunen, bärtigen Kerls ist, spürt auf einmal so etwas wie ein Herz in der Brust und gibt dem serbischen Weibsbild ein paar freundliche, lustige Worte, die sie freilich nicht versteht. Aber sie sieht den blonden, schmalen Jungen mit einem Blick an, der ihm das Blut in die Knabemangen treibt. Er will fesch sein, denkt sich; mit Weibern führen wir keinen Krieg, und schenkt ihr galant seine halbe Schale Kaffee. Der Zugsführer gröhlt; das gefällt ihm, daß der Herr Leutnant der Serbin schön tut. Wie lang ist's her, daß auch er keine weiche, weiße Patschhand in seiner Värensprache gehabt hat! Und er schenkt der „Feindin“, was ihm eigentlich selber zum Kaffee geschmeckt hätte, nämlich ein letztes Stückchen Zwieback, das er im Brotbeutel findet. Die Serbin trinkt und isst, neben ihr den Männern wird's in der Herdwärme ein bißchen duffelig, sie sitzen, starren in die rotglühenden Aschenreste, der Leutnant schaut auf seine Uhr und schiekt den Zugsführer, nach den Leuten zu sehen. Der Gias, der eben erwog, ob nicht eines der runden, rosigen Ferkel bis morgen mittag im Tornister Platz hätte, ist unter diesen schwierigen Überlegungen — „auf einen Schnarcher“, sagt er — eingeschlafen. Der junge Leutnant schreckt aus seinem Dämmern auf, schiebt sich verwirrt die Kappe ans der Stirn: die Serbin neben ihm ist aufgestanden. Er erwischt sie noch unter der Tür. „Wohin?“ fragt er. Wie eine Kasse schmiegt sie sich aus seinem zupackenden Arm und steht draußen im Mondlicht. Die Nebel sind gefunken, schwarz starrt der Wald, kahl die Steinschroffen. Sterne glänzen fremd und grell über den Zacken. Schwach grant es im Osten, es wird Tag. Der Leutnant sieht auf seine Uhr und holt die Leute

zusammen. Aufbruch. Die Serbin hat er vergessen, später fällt sie ihm wieder ein, er will ihr für das Kaffeekochen eine Kleinigkeit schenken. Aber sie ist weg, und die zwei Leute, die der Offizier gleich nach ihr anschießt, kommen ohne sie zurück. „Rabenvieh“ denkt, etwas betreten, der junge Leutnant, aber dann fallen ihm ihre schönen, schwarzen Augen ein, und schließlich war sie wirklich noch ein Kind . . . er schüttelt die Sorge ab und, ehrlich, legt er auf den Herd eine Krone fürs Kaffeekochen. Dann gehen sie.

Im Wald. Nichts regt sich, der Mond ist untergegangen, grau sieht der Morgen durch die Birken, von denen dann und wann ein gelbes Blatt lautlos zur Erde fällt. Schwer atmend arbeiten sich die Männer den Gebirgssteig hinan. Der Leutnant voran, und daß er die Serbin entwischen ließ, fällt ihm jetzt — warum, weiß er selbst nicht — schwerer aufs Herz. Zwei Schritte hinter ihm schnauft der Zugsführer Taserl und sagt zum Hias: „Setz, wenn ich so an Komitatschi vor mein Brotmesser krieget . . .“

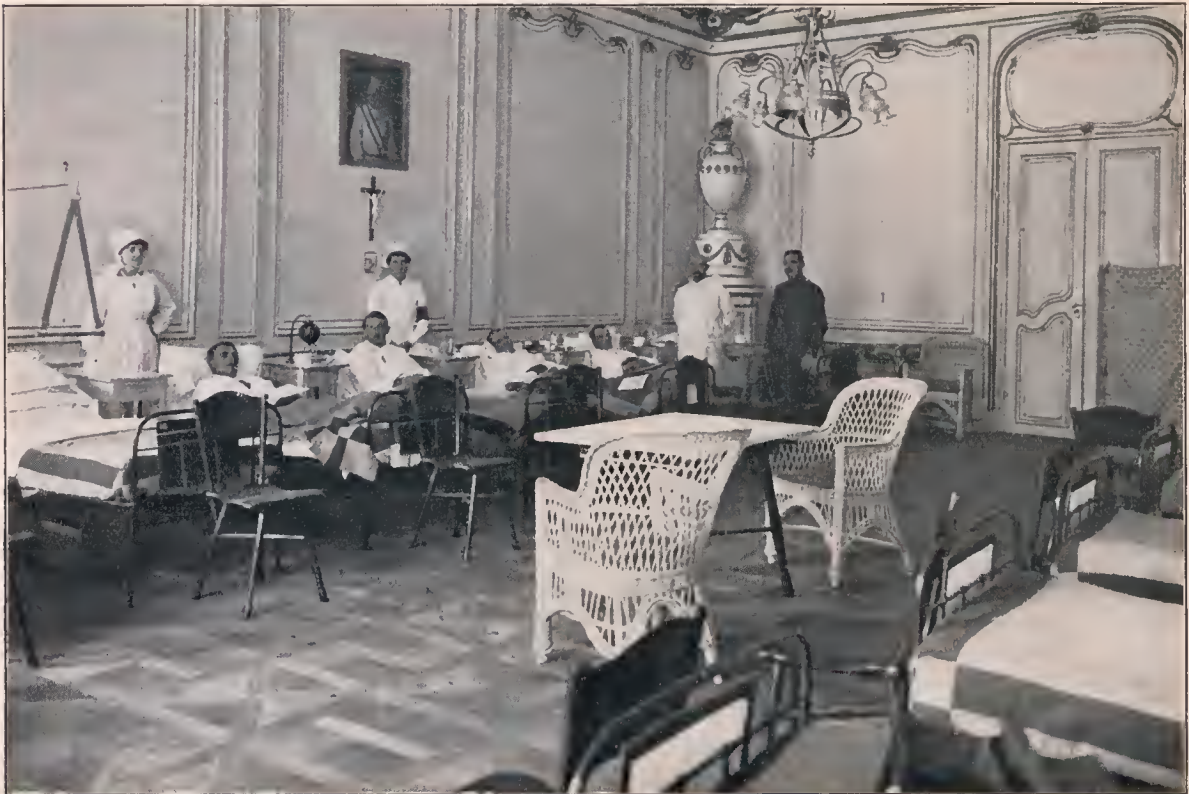
„Red' nicht“, meint der Hias, der schon gern über die Höhe sein und aus dem Wald heraus möchte. Vorne der Leutnant horcht, stehenbleibend, in die Morgenstille. Er hat das Knacken von Zweigen, das Rascheln von Laub unter schleichenden Füßen gehört, greift nach seiner Pistolentasche, öffnet sie . . . und erstarrt. Sein Browning ist weg.

Blitzschnell dreht er sich um. Jede Sehne seines guten, jugenhaft roten Gesichts ist angespannt, seine blauen Augen sind dunkel, stählern: „Auspaffen!“ Er erkennt seine eigene Stimme nicht mehr, und mit einem leisen Verwundern fühlt er sich jetzt ganz kalt, ganz still und ruhig werden. Hinter ihm der Hias steckt bedächtig sein Bajonett auf, neidisch sieht ihm der junge Leutnant zu, am liebsten riße er ihm jetzt das Gewehr aus der Hand.

Leise zieht er den Säbel aus der Scheide, horchend, geduckt springt er zwischen den Baumstämmen vorwärts, da klatscht die nasse Walderde vor ihm auf, pfeifend segt's durch die Birken, ein Regen gelber Blätter raschelt nach und der Hias, der Zugsführer Taserl und der Leutnant sagen, in einem Atem knirschend fast, mit zusammengebissenen Zähnen: „Oha . . .“

Wie auf ein stummes Kommando werfen sie sich nieder, suchen Deckung: da, dort huscht es durch die Bäume. „Nur auf Ziel schießen“, schreit laut der Leutnant, und jetzt geht der Tanz los, das Feuern wird den Salzburger Buben schnell zu fad, aus der Deckung treibt sie's heraus; wieder auf das Bajonett, los, durchs Holz jagen sie die abgerissenen, schmierigen Kerle, der Holznicht Hias hettet einen mit der Klinge an den Baum, das Eisen bricht ab, aber das ist ihm eigentlich nur recht. Denn nun dreht er das Gewehr um und raucht, brüllend, mit einem riesenhaften Komitatschi, der, schon zu Tod getroffen, fallend, sein hervorgerissenes Dolchmesser dem dreindreschenden Hias in die Wade rennt.

Keiner denkt nun, keiner redet, jeder wehrt sich um sein Leben, und der Leutnant sieht sich plötzlich mit einem Gewehr in der Hand. Er besinnt sich, denkt nach: ach richtig, der Zugsführer Taserl ist gefallen, vom Baum herunter hat ihn so ein Wildling angeschossen, und da er hinstürzte, riß ihm sein Leutnant das Gewehr aus der gekrampfsten Faust. War ein braver Bursch, der Taserl, aber jetzt ist nicht Zeit, an dergleichen zu denken, und der Leutnant kämpft sich wie ein wütender Berserker mit seinen paar Leuten durch eine Übermacht, die man kaum zu sehen bekommt, hinter Bäumen, unter Laub, in Gräben, oben in den Bäumen sogar versteckt ist. Dort an der Lichtung bricht ein Trupp herüber, schon will der Leutnant seine



Verwundetenfürsorge in Wien: Krankenjaal in dem als Hilfslazarett eingerichteten Palais Ralfjy. Phot. Altophet. G. m. b. H., Wien.



Oesterreichliche Infanterie an der bosnisch-serbischen Grenze. Phot. Kleybet. G. m. S. S., Wien.

Leute hinschicken, aber da zeigt sich, daß es eine durch das Schießen aufmerksam gemachte Patronille ist, die ihnen zu Hilfe kommt. Zwanzig Mann nur, aber mit ihrer Hilfe läßt der Leutnant nochmal durch den Wald schwärmen, niedermachen, ohne Pardon, was von diesen Banditen unter Bajonett kommt.

Später, glühend steigt die Sonne über die Talnebel, räkieren sich die Leute. Totenstill ist's im Wald geworden, die Österreicher haben der Gesellschaft ordentlich heimgeleuchtet. Sie selbst sehen abgerissen und tüchtig außer Atem aus — „wia nach an Hulzhacken“, lacht der Hias, der sich sein blaugetupstes Taschentuch um eine Schramme am Handgelenk wickelt. Der Leutnant erinnert sich an den Zugsführer, dessen Gewehr er noch in der Hand hält, er will Befehl geben, ihn zu suchen, da bringen sie ihn schon und ist ihm nicht mehr zu helfen. Sein grober, wilder Bauernbart hängt struppig um den ein ganz klein wenig verzogenen, ein bißchen traurigen Mund, seine blauen Augen stehen weit offen, seine Hände sind zu zwei harten Fäusten verkrampft, und die legen ihm nun seine Leute schön über die Brust und stechen mit zwei Spaten am Waldrand das Grab für den Zugsführer Taserl aus. Von Birkenästen band der Leutnant ein Kreuz zusammen, und aus rosenroter, letzter Grifa, die zwischen den wei-

ßen Steinen blühte, banden sie ihm schnell einen Kranz. Noch am selben Mittag erreichten die Leute ihr Regiment. Gegen Abend trieb eine Gendarmenpatronille eine Schaar gefangener Komitatschi vorüber. Man wandte kaum den Kopf nach ihnen, nur der Leutnant von heute früh, der seine Soldaten durch jenen Wald geführt hatte, starrte tief atmend der vorbeitrampelnden Horde nach. Verlumpte, wildbärtige Kiesenkerks waren es, vertiert blickende, schmierige Banditen, und unter ihnen, im zerrissenen Zwischkittel, das wirre, schwarze Haar unter einem grellen Tuch — die Serbin.

Der Soldat, der diese Geschichte erzählt hat, sitzt, leicht müde von der Anstrengung des ungewohnten Redens, auf seiner Bank im Mirabellgarten. Um ihn ist der Himmel blau, beinahe wie im Frühling, friedsam spaziert die Sonne über das alte Palaßdach, gelb und rot verfarbt leuchten die Kastanien, und wie Blut brennen Georginen im Gartenbeet. Der Mann steht auf, ein Schwarm aufgeschreckter Tauben flattert weg: „Das“ — sagt der verwundete Soldat, „das verdriest uns am meisten dort unten, daß es noch nicht geschafft ist, wenn wir mit den Männern fertig werden. Mit Weibern auch noch Krieg führen, Herr, das ist meiner Seel' die zuwiderste Arbeit für unsere blauen Buben an der Drina...“ Lambert.

Der Panlawismus.

Von Hofrat Universitätsprofessor Dr. Artur Kleinschmidt.

Die germanische Welt sieht sich vor einen Feind gestellt, der sich mit dem Schilde „Panlawismus“ deckt. Was will dies Wort sagen? Seit wann beschäftigt und beunruhigt es Europa?

Der Gedanke der Slavophilen fand sich zuerst bei den Tschechen, z. B. 1806 bei Dobrowski, und eine literarische Vereinigung aller Slawen regte der Slowak Johann Kollár an; sie fand zumal bei den Tschechen großen Anklang.

Der Panlawismus ward das Einigungsstreben aller slawischen Völker und Stämme, um sich bei ihrer Zerrissenheit in verschiedene Staaten wenigstens einen geistigen Mittelpunkt zu geben, und seit 1815 verfolgten hervorragende Köpfe dies ideale Sammelziel. Die erste Manifestation des Panlawismus war der Prager Slawenkongress im Juni 1848, wo unter dem Voritze Palackýs über dreitausend Tschechen, Polen, Slowaken, Serben u. a.

zusammenkamen, doch konnten sie sich über keinen Hauptpunkt einigen und stoben auseinander; der in Prag kommandierende tatkräftige Fürst Alfred Windischgrätz ließ einen panlawistischen Aufstand nicht zum Erfolge kommen. Agitatoren schürten in Österreich. Als einziger selbständiger slawischer Staat, der auch die meisten Slawen umfaßte, warf sich Rußland in Presse und Vereinen zum Protektor aller Slawen auf. Die Slawophilen priesen die Vergangenheit Rußlands, die sie romanhaft verbräuteten, unbefümmert um Wahrheit und Geschichte; voll Haß auf die Reformen Peters des Großen betrachteten sie Rußland als durch ihn verschlechtert und um seinen Nerv, um seine Originalität betrogen; Schewnew nannte Westeuropa, von dem der Prometheus Rußlands, Peter der Große, das Licht geholt hatte, „den versauften Westen“. Die orthodoxe Kirche als „Synthese der Einheit und Freiheit in der Liebe“ wurde als einzig wahres Christentum verherrlicht, der Dialektiker Chomjakow schuf diese theologische Grundlage des Panlawismus, und Iwan Afakow begründete sie historisch, wobei er den „Mir“, die Bauerngemeinde mit gemeinsamem Grundbesitz, als weiteren Vorzug des Altrussentums vor dem Westen hinstellte.

So erschien der russische Staat, allein unter allen Staaten, begründet auf der freiwilligen Berufung des Zarägenfürsten Nikif, auf einem freiwilligen Bunde von Herrscher und Volk, Peter aber als der Zerstörer dieses idealen Verhältnisses. Darum galt es: Zurück zur alten guten Zeit! Die Aufhebung der Leibeigenschaft durch Alexander II. im März 1861 wurde von Jurii F. Samarin und anderen Panlawisten sehr betrieben, und die nationale Partei glaubte, die Zeit sei nahe, um alle westliche Bildung auszuwotten und unter einem rein slawischen Himmel zu leben; sie wütete gegen Iwan S. Turgenjew, der dies alles für blauen Dunst erklärte.

Als am 20. September 1862 in Nowgorod vor dem ganzen Zarenhause der tausendjährige Bestand Rußlands pomphaft gefeiert wurde, nahm Alexander II. die Wiener an, als sei er der Primas der einen großen slawischen Völkerfamilie, und verlieh, was in Wien sehr verstimmt, vielen hervorragenden Slawen aus Österreich Orden. Der als Panlawist bekannte Großfürst Konstantin gab im Juli 1862 seinem Sohne den Namen Waclaw, weil Böhmens Patron St. Wenzel ist. Die Regierung liebängelte mit dem Panlawismus, und der Reichskanzler Fürst Gortschakow, Österreichs Feind, näherte ihn, um Österreich zu spalten und so seinen wichtigsten Gegner im Orient zu lähmen. Die Kiewer Bruderschaft der Heiligen Kyryll und Methodius widmete sich immer ausschließlich dem Panlawismus, der voll Neid auf die Einigung Deutschlands und Italiens blickte und nicht einsah, warum nicht auch alle Slawen sich einigen sollten. Die im Mai 1867 in Moskau stattgefundene Ethnographische Ausstellung wurde zu einem Slawenkongresse, auf dem die Slawen aus Österreich demonstrativ gefeiert wurden; zahlreiche Deputationen slawischer Stämme kamen, nur Polen nicht. Iwan Afakow und Michail Katkow öffneten der panlawistischen Idee Tür und Tor und schürten den Haß gegen alles Deutsche. Zum Katechismus der Slawophilen wurde die Schrift Danilewskis „Rußland und Europa“ (1869); er forderte geradezu die Vertreibung der Türken aus Europa, die Aufteilung Österreichs, die Gründung einer allslawischen Konföderation unter Rußlands Führung und Konstantinopel als russisches Zentrum.

Mehr und mehr griff die Idee vom „Kaiser aller Slawen“ um sich, die Tschechen suchten bei ihr Anhalt, die Slawen des Orients schauten voll Hoffnung auf den Zaren, die Moskauer Wohltätigkeitsgesellschaft trieb panlawistische Propaganda; alle Welt pries den Mir. Die Panlawisten riefen unablässig nach der Befreiung der slawischen Brüder vom Türkenjoch, wühlten durch ihre Gmiffäre unter der slawischen Bevölkerung in der Türkei und zwangen die Regierung 1877 zum Kriege. Dann waren sie außer sich über Bismarcks Eingreifen auf dem Berliner Kongresse, über den Berliner Frieden, den sie als Beschimpfung Rußlands bezeichneten, wollten vom Dreikaiserbündnisse nichts hören, trieben zum Bruche mit Deutschland und zu dem absolut widersinnigen Bündnisse der Autokratie mit der demokratischen Republik Frankreich. Afakow mit seiner „Moskauer Zeitung“, Katkow, Ignatjew, Skobelew waren ihre Bannerträger.

Am 16. Februar 1882 drohte Skobelew, der populärste General Rußlands, in einer Pariser Rede an serbische Studenten direkt mit Krieg gegen Österreich-Ungarn und Deutschland und forderte ein Bündnis aller Slawen mit Frankreich. Giers, Gortschakows Nachfolger, ging auf die panlawistischen Intrigen nicht ein und hatte viel mit ihren Führern zu kämpfen. Böllinger meinte schon Ende 1887, Deutschland habe sich von Rußland des Schlimmsten zu versehen, da Alexander III. leicht von einer mächtigen Strömung hingerissen werden könne. Und tatsächlich wurde Alexander der nationale Zar, der Feind der westeuropäischen Kultur, der Freund Pobedonoszews und des Priesters Johann von Kronstadt; dabei verbrüderte er sich mit Frankreich, ließ die Marseillaise vor seinen autokratischen Ohren erschallen.

Fanden unter Nikolaus II. anfangs der Panlawismus und sein Lieblingskind, die großserbische Phantasia, seine Unterstüßung und wurden General Komarow und andere Schreier vom Throne ans Gemärgelt, verkündete das theatralische August-Manifest Nikolaus' II. von 1898 der ganzen Welt den ewigen Frieden als Ziel der russischen Politik, so hat sich dies nun gründlich geändert. Graf Bobrinski, der Urenkel Katharinus II. im Ehebruche mit Orlow, durfte ungestraft seine Brandreden gegen Österreich-Ungarn und gegen Deutschland halten; Ignatjew, „der Vater der Lüge“, hatte Schule gemacht, und um die serbischen Menehler des erst im Grabe vollerkanteten grandiosen Reformators der Donaumonarchie Franz Ferdinand vor der Strafe zu schützen, erhebt der Zar das trügerische Schild des Panlawismus, ruft alle Slawen zum Kampfe für den orthodoxen Glauben und für das Slawentum auf. Die Briten, Frankreichs alte Feinde, verbünden sich widerständig mit den Franzosen, Belgiern und mit den Russen und wollen Rußland in seinem Ringkampfe gegen das Germanentum, dem sie selbst angehören, helfen; die Religionen von Rom, Wittenberg und Genf sollen zerstört werden, um Rußland zur Weltherrschaft zu verhelfen, ihm Konstantinopel und den ganzen Orient zu verschaffen. Die Briten und die Franzosen, zwei Kulturvölker, wollen Europas heiß erruogene Kultur in die asiatische Barberei zurückschleudern, das Zerlicht des Panlawismus soll an die Stelle der Kultursonne treten. Das Weltgericht wird diesen Widersinn verhüten, die deutschen und österreichisch-ungarischen Bajonette werden Russen, Serben, Belgier, Franzosen, Briten zu Paaren treiben und den Panlawismus zu den Toten werfen. ☐

Briefkasten
 Im Briefkasten werden nur Anfragen beantwortet, die von allgemeinem Interesse sind. Anonyme Zuschriften finden keine Berücksichtigung, und briefliche Auskunft kann nur in Ausnahmefällen erteilt werden.

V. W. in St. Der Name der Stadt Arras rührt von dem alten gallischen Stamme der Atrebarer her. Schon in der Römerzeit waren die Kriegsmäntel von Nemetaenn, wie die Stadt damals genannt wurde, berühmt. In der Zeit der Völkerwanderung hatte die Stadt viel zu leiden und kam abwechselnd unter die Herrschaft der flandrischen Grafen, der Habsburger, des Hauses Burgund und der Könige von Frankreich. Im 14. und 15. Jahrhundert stand in Arras die Teppichweberei in hoher Blüte. Die kostbaren Wandteppiche, die dort angefertigt und „Arrazzi“

genannt wurden, hatten einen Welt-ruf. Der päpstliche Hof ließ die Teppiche nach den berühmten Kartons von Raphael seinerzeit in Arras ausführen. Gegenwärtig ist Arras eine der bedeutendsten Industriestädte Nord-frankreichs.

Gesundheitsrat.

Betriebte Mutter. Die Wissenschaft steht heute auf dem Standpunkte, daß man Kinder nie zwingen soll, ihren Magen mit einer Speise, die ihnen widersteht, zu füllen, also ihren Hunger zu stillen, wohl aber soll man den Versuch machen, die Kinder an die Nahrung, die sie nicht mögen, zu gewöhnen. Die Kinder sollen also nicht größere Mengen dieser Nahrung zu sich nehmen, sondern nur kosten. Der „kategorische Imperativ“ vieler strenger Väter und Mütter: „Das Kind soll essen, was auf den Tisch kommt“, ist also dahin abzuändern:

„Das Kind soll von allem kosten, was auf den Tisch kommt, aber seinen Hunger mit dem stillen, was ihm schmeckt.“ Am meisten pflegen dies Brot, Butter, Obst, Eier und Milch zu tun. Sehr wichtig ist es, daß man die Kinder an Regelmäßigkeit und Ordnung in der Nahrungsaufnahme gewöhnt (keine Leckereien u. dgl.). Mit der Zeit lernen sie dann auch das essen, was sie früher nicht gemocht haben.

Haus und Garten.

Zergeste. Ein Mittel, bereits aufgetragenem Gummiarabikum den Glanz und die Bräunlichkeit zu nehmen, ist uns nicht bekannt. Hingegen läßt sich wohl ein Gummi bereiten, der diese beiden Eigenschaften nur in verhältnismäßig geringem Grade zeigt. Er ist zwar immer noch glänzend, doch tritt dieser Glanz besonders in dünner Schicht nicht allzu sehr vor.

Außerdem aber ist auch seine Bräunlichkeit keine allzu große. Voraussetzung dabei ist allerdings stets, daß man den Gummi so anbewahrt, daß das darin enthaltene Wasser nicht verdunstet kann, so daß er nicht dickflüssiger wird. Läßt es sich mit dem Zwecke vereinen, so ist sogar ein etwas größerer Wasserzusatz gestattet, wodurch die Schicht dünne und damit weniger bräunlich wird. Der Gummi selbst zeigt die Zusammensetzung wie jener, mit dem die deutschen Marken gummiert werden, und besteht aus:
 Gummiarabikum 100 g
 Kochsalz 2,5 „
 Glycerin 2 „
 Stärke in Form von Kleister 2 „
 Wasser 130 „
 Der Gummi hat die weitere sehr zu schätzende Eigenschaft, daß durch seine Verwendung das Zusammenrollen der Bogen gegenüber anderen Mischungen verhindert wird.



Mundvorrat für Eure Söhne i. Felde

Überfettete Schokolade (mit etwa 60 Prozent Kakaobuttergehalt) wirkt durstlöschend, da sie die ausgetrockneten und erschlaferten Schleimhäute des Halses geschmeidig macht, ist von höchstem Nährwert und führt in der kalten Jahreszeit dem Körper Wärme zu. Für Feldpost versandfertig! Paket M. 1.50. Ferner empfohlen: **Sell-Schokolade** und **Bittere Schokolade**, Paket zu 80 Pfennig und 150 Pfennig.

Hartwig & Vogel A.-G. Dresden

Ärztlich überall empfohlen!
 Geschmack ohne Einbuße!
fast Nicotinfrei
 Prospekt frei.
 Sortimentskiste M. 10.—.
 C. W. Schliebs & Co., Breslau 18.

Feldpost-Brief

DR. REISS Rheumasan
 ist eine schmerzstillende, ableitende Einreibung (patentiert) von Aerzten u. Kliniken hervorragend begutachtet bei Ischias, Nervenschmerzen, Gicht und bei **Rheumatismus**

DR. REISS Lenicet
 unentbehrlich im Haushalt. Idealstes Wund- und Hausmittel für Säuglinge und Damen macht die Haut geschmeidig.
Lenicet-Hautcrème erstklassige Kühl- u. Wundsalbe u. kosmetische Crème.
Lenicet-Wund- u. Schweisspuder für Erwachsene! reguliert die übermäßige Schweißabsonderung und beseitigt üblen Schweißgeruch.
Peru-Lenicet-Salbe bewährtes Schutzmittel gegen Juckreiz und Wundsein aller Art. (Brustwarzen, Haemorrhoidalbeschwerden)

als Salbe-Puder-Crème

Taben M. 2.10 und 1.30 1) 60 Pf., 2) 75 Pf., 3) 75 Pf., 4) M. 1.—

Antiseptisch, angenehmer Geschmack.

Erhältlich in allen einschlägigen Geschäften.

Zahn-Crème und Mundwasser

Sür die Hausfrau

Die Behandlung der Steppdecken.
Die Steppdecke findet in den meisten Fällen nicht die sorgfame Behandlung, die dieses immerhin nicht ganz billige Schlafzimmerrequisit verlangt, um lange ansehnlich und haltbar zu bleiben. Das ist besonders dort der Fall, wo die Steppdecke am Tage zu Paradebetten aufgedeckt wird, also während der Nacht weggelegt wird, z. B. im Winter, wo die meisten Leute ein Oberbett vorziehen. Da wird denn die Steppdecke einfach in der Mitte zweimal zusammengelegt, und dieses Zusammenlegen schadet der

Wattierung sehr, was sich durch Dünnwerden der Bruchstellen und Zerknitterung des Oberstoffes bald bemerkbar macht. Noch schädigender wirkt dieses Zusammenlegen beim Aufbewahren der Steppdecken in Bettkisten usw. In allen diesen Fällen sollte man die Steppdecke, anstatt sie zusammenzulegen, der Länge nach aufrollen, und diese Rolle, z. B. während der Nacht auf ein Sofa oder einen Tisch legen und bei Aufbewahrung sie mit allem, aber dichtem Stoff umhüllen und sie in ganzer Länge weglegen. In letzterem Falle empfiehlt es sich sogar, einen entsprechend langen runden Holzstab oder eine Papprolle einzuschieben, deren Enden an jeder

Seite etwas überstehen, so daß man die mit Bindfaden verschürfte und mit einem Staubbezug versehene Rolle auch stehend aufbewahren kann, was dann nur wenig Platz wegnimmt, und die Steppdecke tadellos aufbewahrt. Ein weiterer recht grober Fehler ist das öftere Ausklopfen der Steppdecken, das viele Hausfrauen anwenden lassen. Dadurch plagen die Näfte, und die Wattierung verschiebt sich, hier dünn werdend, dort Klumpen bildend, und die Schönheit der Decke ist dahin. Da die Steppdecken in der Hauptsache mit glatten Baumwollstoffen oder Seide bezogen sind, so nehmen sie wirklich nicht so viel Staub auf, daß ein Ausklopfen erforderlich wäre.

Ein Ausbürsten mit einer nicht zu weichen, aber dichten Kleiderbürste, die natürlich tadellos sauber sein muß, genügt zur Staubentfernung vollkommen. Weist die Steppdecke Flecken oder Schmutzstreifen auf, so entferne man diese mittels eines in Benzol oder heißen Spiritus getauchten, nicht zu nassen Leinwandstückchens. Bei einfarbigen, dunkleren Decken nehme man, wo es irgend zugänglich ist, ein Flecken vom selben Stoff für diese Fleckenentfernung, damit keine hellen Stellen entstehen. Bei der Verwendung von Über schläglaten und Kuverts sollte man unter die Perlmutterknöpfe, die an die Decke genäht werden, auf der Rückseite ebenso große Leinenknöpfe

BADEN-BADEN

schönster und gesunder WINTERKURORT

Bietet im Spätherbst und im Winter dank seines milden Klimas und seiner geschützten Lage alle Vorteile der bekannten Winterkurorte.

Für Verwundete und Erholungsbedürftige besonders geeignet.

Anerkannte Anwendung der Baden-Badener Thermen bei Verletzungen aller Art, bei Gicht, Rheumatismus und Katarrhen. — Großherzogliche Heilanstalten mit allen Kurmitteln. — Kurhaus und Lesesäle während des ganzen Winters geöffnet. Konzerte - Theater - Vorträge - Reiche Auswahl an wohlgepflegten Spaziergängen - Wintersport - Bergbahn auf den Merkur (ausgezeichnet durch intensive Sonnenbestrahlung). — Zahlreiche Hotels u. Sanatorien geöffnet.

Auskunft und Prospekte durch das städtische Verkehrsbüro.

Für unsere Krieger

ist der Gebrauch eines guten Gummischwammes im Felde und in den Lazaretten von nicht zu unterschätzender Bedeutung.
Der

„Gloria“ = Gummi-Schwamm

ein hervorragendes, deutsches Erzeugnis, ist sterilisierbar, absolut widerstandsfähig gegen Soda und noch stärkere Alkalien; ist angenehm und sauber im Gebrauch, erfrischt die Haut durch seine hervorragende Frottierwirkung und eignet sich vor allen Dingen zur Wundbehandlung. Aertzlich empfohlen.

Man achte genau auf die Schutzmarke „Gloria“.



Zu haben in allen einschlägigen Geschäften.



Hannov. Gummiwerke „Excelsior“ A.-G.
Hannover-Linden.



Kieler Matrosenanzüge

für Knaben und Mädchen

Genau nach Vorschrift der Kaiserlichen Marine

Nur eigene Anfertigung

Marine-Molton, Sergen, Cheviots und Tuche

H. Holstein, Kiel U.

kontraktl. Lieferant der Offizier- u. Seekadetten-Kleiderkasse
Katalog gratis und franko



Verwendet
**„Kreuz-Pfennig“
Marken**
auf Briefen, Karten usw.



Wer Offizieren und Soldaten Liebesgaben zuwenden will, versäume nicht, ihnen

BYROLIN

mitzusenden.

BYROLIN dient auch zur Fußpflege und erhöht die Marschtüchtigkeit.

Menthol-BYROLIN verhütet Schnupfen u. Milgräne.

Camphor-BYROLIN verhütet Frost u. Rheumatismus.

Auf Wunsch werden Feldpost-Tuben in Hülsen geliefert, um das Zerdrücken zu vermeiden.

Salit das Einreibemittel

**Rheumatische Schmerzen,
Hexenschuß, Reißen.**
In Apotheken Fl. M 1.40; Doppelfl. M 2.40.

annähen, und zwar mit den Perlmutterknöpfen zu gleicher Zeit; das schützt vor dem Einreißen des Stoffes und der Wattierung, denn der rückseitige Leinenknopf gewährt einen gewissen Halt. Bevorzugt man anstatt der Überknöpfe geschlossene Bezüge, wie es jetzt vom hygienischen Standpunkt sehr empfohlen wird, so muß man, um dem leidigen Verschieben der Decken in dem Bezüge vorzubugen, innen an den vier Ecken kurze Leinenbänder annähen, ebenso an den vier Ecken der Decke und beim Beziehen diese zusammenbinden. Dann liegen die Steppdecken immer glatt und fallenlos und werden viel mehr geschont. Sind nun die Steppdecken verbraucht, so daß sich ein Umarbeiten und Ren-

beziehen nicht mehr lohnt, so haben sie noch lange nicht ansgebient, sondern lassen sich noch vielseitig verwenden. So ergeben sie zum Beispiel sehr hübsche und weiche Kissen für Gartenbänke und Stühle, deren Eise und Lehnen unangenehm hart und für ältere Leute deshalb eine Qual sind. Solche Kissen aus alten Steppdecken haben gerade die richtige flache Polsterung, die für Garten- und Veranda-Kissen erwünscht ist. Als Bezug nimmt man graues Leinen, geblühten Satin oder Kretonne, wobei man gut allerhand Reste verwerten und die einfarbigen Leinenkissen mit einer hübschen, absteckenden Klendengarnitur oder leichten Buntdruckerei verzieren kann. Diese wachbaren

Kissenbezüge werden am praktischsten mit Druckknöpfen geschlossen und an ihrer Unterseite mit Bändern versehen, mit denen man sie an Sitz und Lehne der Gartenmöbel befestigen kann. Ferner lassen sich alte Steppdecken auch als Unterlagen in Krankenbetten und als Lager für Haustiere verwenden. M. K.-Sch.

Verfälschte Speisen. Eines der größten Leidwesen aller Hausfrauen sind verfälschte und angebrannte Speisen. Bei verfälschten Fleischgerichten oder Bratenfäulen hilft man sich oft durch ein kleines Stück Zucker und Zugießen von etwas heißem Wasser, zu verfälschten Gemüsen gibt man ungefälschte Kartoffeln, einen Kaffeeleffel Reis oder Grieß oder einen

Kaffeeleffel gestoßenen Zucker. Mit dem gleichen Zutaten verbessert man verfälschte Suppen.

Wenn man Schinken oder Speck abkocht, läßt man die Brühe erkalten, bis die Fettschicht, die darauf sich bildet, erstarrt, nimmt sie ab und kann sie sehr gut zu Gemüsen oder Brattartoffeln brauchen.

Würste und Schinken, die man im Ganzen ansiebt, schützt man vor dem Schimmeln, wenn man sie mit Salzwasser bestreicht.

Fleisch, das im Sommer leicht nicht mehr ganz frisch ist, wäscht man in einer rosa Lösung von übermangansaurem Kali und spült in frischem Wasser nach, wonach jeder unangenehme Geruch verschwindet.

Anton Chr. Diessl A.G.

München E 52 liefert allen Kreisen Pelze, Konfektion, Wäsche, Schmucksachen u alle Gebrauchs- u Luxuswaren gegen bar oder erleichterte Zahlung



Während des Krieges besonders günstige Bedingungen

Verlangen Sie kostenlose Zusendung der Kataloge:

Katalog K 52: Pelze, Damen- und Herren-Konfektion, Wäsche, Weiß- und Wollwaren, Schuhe usw.	Katalog G 52: Koffer, Lederwaren, Prismengläser, Porzellan, Metallwaren; ferner Schmuck, Taschenuhren, Bestecke, Tafelgerät usw.
Katalog S 52: Musik-Instrumente.	

Für unsere Krieger im Felde und Lazarett.

Wir empfehlen gut und preiswert:

Schlafdecken	Bettbezüge	Bettlatzen
Strohsäcke	Hemden	Jacken
Beinkleider	Leibbinden	Fußlappen.

Ferner liefern wir: **Pflegerinnen-Kleider und -Schürzen.**

Muster der Stoffe, die auch meterweise und im Stück bezogen werden können, gern zu Diensten. * Anfragesendungen fertiger Wäschestücke! Anfertigung auch nach Maß oder Probestück.

Weberei-Unternehmen W. Thiel & Sohn, Wüstwaltersdorf, Bez. Breslau.

Elastisch. Gummi-Krepp-Leibbinde nach Dr. Kaiser ist sowohl für die Frau als auch unsere Krieger im Felde von höchstem gesundheitlichen Wert. Gewährleistet selbsttätiges Passen, wohlthuende Unterstützung des Leibes und seiner Organe, Behebung von Beschwerden, Schutz vor Erkältungen. Verlangen Sie Prospekt auch über Dr. Kaisers Bistenhalter vom alleinigen Hersteller **Hermann Straube**. Bandagist u. Orthopäde. Dresden-N. 60 Hauptstraße 38 I.



Gegen kalte Füße! **Eidemolle**

Edger-Strickgarn nicht einlauffend Pfund M. 2.30 2.80 u. teurer, Katalog gratis. Muster frei.

Heinr. Köster, Splinnerel, Rendsburg 38.

Tausende Kunden bezeugen die Güte meines garantiert reinen **Bienen-Blüten-Honigs** 10 Pfd.-Dose fr. Nachg. goldgelb . . . Mark 7.20, weiß . . . Mark 8.00. Garantie Zurücknahme! Fr. Horstmann, Großbienenzüchterei, Lesum-Burgdamm U. W.

Wer probt, der lobt **Lilienmilchseife** Walthers echte, extra milde

Dtz. Mk. 2.50, bei 30 St. kostenfrei Mk. 6.—. E. Walther, Halle a. S., Mühlweg 20.

Natürlich Kohlenlaure Thermal- u. Moorbäder gegen Gicht Rheumatismus Herz-Frauen u. Nerven-Krankheiten

KÖNIG LUDWIG BAD FÜRTH-NÜRNBERG

Das ganze Jahr geöffnet Inhalatorium Fango-therapie Prospekte durch die Verwaltung

Sachsen-Altenburg. **Technikum Altenburg** Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Abteilungen, Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. 5 Laborat. Programm frei.

Vorbildung z. Einj.-, Prim.-, Abit.-Prüfg. in Dr. Harangs Anst., Halle S. 36.

Chemie-Schule f. Damen von Dr. M. Vogtherr, Berlin SW. 11, Hedemannstr. 13/14. Prospekte frei. * Stellenvermittlung.

Einjähr. Instit. Pro Patria Dresden, Marschallstr. 4. Sichere Erfolge in Halb- u. Jahreskursen. Ref. lt. Prospekt.

Kriegshumor.



Kriegsgrund. „Was fehlt denn meinem kleinen Jungen, Herr Doktor?“ — „Der hat die englische Krankheit, gnädige Frau!“ — „Entschuldig, das darf ich ja niemand sagen, sonst schlägen sie ihn ja tot!“

Werdende Mütter

mögen sich jetzt mehr denn je bewußt sein, welch hohes und edles Amt sie bekleiden. Sind sie es doch, aus deren Blute neue Freiheitskämpfer und Helden sich formen. Umso größer muß die peinliche Fürsorge sein für alles, was dem werdenden Kinde und ihnen selbst tut. Die hesten Dienste leistet zu diesem Zwecke das eigens für die Hoffnungszeit geschaffene, ges. gesch. Thalsysa - Umstandskleid, das ohne jedes Werkzeug an den jeweiligen Körperrumfang mit einem Handgriffe verstellbar werden kann. Es schont dadurch, sowie durch seinen der allgemeinen Hygiene der Umstandszeit angepaßten Schnitt den in dieser Zeit besonders empfindlichen Unterleib, schützt ihn vor Druck und Zug, und mildert außerdem das für eine alleinstehende Frau Peinliche des Zustandes durch die Ausgleichung der auffallenden Körperlinien bis zum letzten Augenblick. Nach überstandener Entbindung kann es zurückgestellt und aufgetragen werden. Näheres in der Auszugsliste (umsonst) oder in der Schrift: „Die werdende Mutter“ (Preis 30 Pf. postfrei, doch wird der Betrag bei Warenbestellung vergütet) von

Thalsysa Paul Garms, G. m. b. H., Leipzig-Co. 256d
Eigene Verkaufshäuser nur: Leipzig, Neumarkt 40; Berlin, Wilhelmstraße 37; München, Schöfflerstraße 21; Wien 1, Weihburggasse 18.



Echte extrastarke Walthorius-Hienfong-Essenz
— (Destillat) 1 Dtz. Mk. 2.50, nur bei 30 Fl. Mk. 6.— franko. —
Chemische Werke E. Walthor, Halle a. S., Mühlweg 20.

Stettiner Abendpost

Vorzüglich unterrichtete, reichhaltige pommersche Abendzeitung. Ausgezeichnetes Anzeigenorgan. Auflage über 50 000 Exemplare. Bezugspreis monatlich 60 Pfennig zuzüglich Postbestellgebühr. Probenummern gern zu Diensten.

17 000 Auflage

Potsdamer Tageszeitung

Rotationsdruck **Intelligenz-Blatt** 64. Jahrgang
Amtl. Organ der Kgl. Behörden, Magistrat, Polizei-Direktion Potsdam u. der umliegenden Amts- u. Gemeindebezirke. Erste, reichhaltigste u. gelesenste Zeitung Potsdams u. seiner weiteren Umgebung. Aeltestes nachweislich erfolgreichstes und am Platze allein massgebendes Insertionsorgan. Grösste Abonnentenzahl.
Inserate: 35 Pf. pro fünfgespaltene (54 mm) breite Zeile. Reklame 4 spaltig (64 mm breit) 90 Pf. pro Zeile.
A. W. Hayn's Erben Verlag (Curt Gerber)
Weiteste Verbreitung



Für Säuglinge, ältere Kinder, kranke u. schwache Erwachsene die unübertroffene, kräftigende und leicht verdauliche Nahrung. Fordern Sie in Apotheken und Drogerien das „Kufeke“-Kochbuch.

In zahlreichen Krankenhäusern u. Kinderhospitälern ständig im Gebrauch

Hütet Euch
vor jeder Nachahmung der echten **Steckenpferd-Teerschwefel-Seife** von Bergmann & Co., Radebeul,
denn nur letztere beseitigt alle Arten von Hautausschlägen und Hautunreinigkeiten, wie Mitesser, Blütchen, Finnen, Gesichtsröte.
à Stück 50 Pf. Ferner macht der Cream „Dada“ (Lilienmilch-Cream) rote und spröde Haut in einer Nacht weiß und sammetweich. Tube 50 Pf., überall zu haben.

Methode-Rustin
Selbst-Unterrichts-Briefe
Aufnahme-Prüfung in die Tertia, Sekunda, Prima aller höheren Lehranstalten, in das Lyzeum, Oberlyzeum u. Studienanstalt, Lehrer-Seminar.
Abschluss-Prüfung, Einj.-Freiwill., Abiturium, Mittelschullehr., Handelssch., Landwirtschaftsschule, Ackerbauschule, Konservatorium durch die Selbstunterrichtswerke Methode Rustin.
Briefl. Fernunterricht, 5 Dir., 22 Prol. als Mitarbeiter. Glänz. Erfolge. Ausführl. Prospekte sowie begeistert Dankschreiben über bestand. Prüfungen gratis. **Ansehend.** ohne Kanizwang. **Kleine Teilzahlungen.**
Bonness & Hachfeld, Potsdam, Postfach 25.

Düsseldorfer Zeitung
Zellenpreis: 25 Pf. im Anzeigenteil, 1 Mark im Reklameteil. Rabatt nach festem Tarif.
Täglich zweimal erscheinendes, ernstgeleitetes Blatt von gesellschaftlichem und politischem Einfluß; hauptsächlich verbreitet in den kaufkräftigen und gebildeten Kreisen; als Ankündigungsblatt ständig benutzt von ersten Firmen; Statutenblatt vieler Gesellschaften;
169. Jahrgang Amtl. Anzeiger für den Stadtkreis Düsseldorf. **169. Jahrgang**
Bezugspreis vierteljährlich M. 3.60

Verlässliche Berichte aus Oesterreich-Ungarn und den Balkanländern bringt die vorzügl. unterrichtete Wiener Tageszeitung
„Reichspost“
Die Morgen- und Nachmittagsausgabe kann von allen größeren Zeitungsverkäufern und sämtlichen Postämtern bezogen werden. Ansichtsbücher kostenfrei durch die Verwaltung Wien VIII. Etrozzig. 8.

Wer sich in Nordwestdeutschland über die Kriegereignisse schnell und zuverlässig unterrichten will, bestelle den
HANNOVERSCHEN KURIER 61. Jahrg. 61. Jahrg.
Die Postlieferung **zweimal täglich** deshalb u. infolge seines großzügigen Berichterstattungsdienstes durch drei eigene Kriegsberichterstatler, im Westen, im Osten und beim österreichischen Heere, sowie durch sieben eigene Korrespondenten in den neutralen Staaten ist er in seinem Verbreitungsgebiete allein in der Lage, auch die höchsten Ansprüche zu befriedigen.
M. 4.25 vierteljährlich Bezugspreis: **Mark 1.42 monatlich** bei allen Postanstalten. Gegen Einsendung des Postbestellscheines kostenlose Lieferung der Sonderdrucke unseres Kriegstagebuches. Montag-Früh-Ausgabe. Geschäftsstelle Osterstr. 89.

Neuerscheinungen aus Reclams Universal-Bibliothek.

Jede Nummer kostet geheftet 20 Pfennig.

Nr. 5712. Fröschweiler. Volksschauspiel aus dem Kriege 1870 in vier Aufzügen von Hans v. Wenzel und Ferdinand Kunkel.

Das Schauspiel beherrscht zurzeit den Spielplan des Berliner Schiller-Theaters und gibt einen packenden Ausschnitt aus dem Beginn des Krieges von 1870. Es erschöpft sich nicht in äußeren Geschehnissen, sondern rollt das nationale Problem des Schöpfers auf und vertieft die Handlung durch einen schweren seelischen Konflikt. Die Bühne des Pfarrers von Fröschweiler, von denen der eine ein erster deutscher Gelehrter ist, der auf Deutschlands Seite steht, während der andere als Kapitän der französischen Armee ins Feld zieht, lieben daselbe Mädchen. Das Schicksal des Krieges führt beide in das Heimatdorf, die Geliebte rettet dem deutschen Offizier das Leben, indem sie seinem Bruder das Eheversprechen gibt. Die schwere Schuld, die dieser vor sich selbst und seinem Vaterlande auf sich geladen hat, führt er mit dem Tode in ehrenvollem, todesunntigem Kampf. Von besonderem Interesse ist die Erinnerung an den berühmten Hufarenritt des Grafen Zepelin, der in die Handlung verwoben ist. Von H. v. Wenzel brachte die Universal-Bibliothek bereits den Einakter „Nach Tisch in Sans Souci“ (Nr. 4638).

Nr. 5713. Dokumente zur Geschichte des Krieges 1914. Band I. Das deutsche Weißbuch und die Verhandlungen mit England. Eingeleitet und herausgegeben von Wilhelm v. Massow. In Leinen gebunden 60 Pf. Inhalt: Einleitung. — I. Vorläufige Denkschrift und Aktenstücke zum Kriegsausbruch. — Anlagen. — II. Aktenstücke über den politischen Meinungsaustausch zwischen Deutschland und England vor dem Ausbruch des Krieges. — Aus der Norddeutschen Allg. Zeitung vom 6. und 26. September 1914.

Weitverbreitet ist ohne Zweifel das Bedürfnis, die zahlreichen Dokumente, die in den jüngst erlebten Tagen von den entscheidenden Ereignissen berichtet haben, zu sammeln und aufzubewahren, und so wird eine Zusammenstellung, wie sie mit dem gegenwärtigen Bande beginnt, den Wünschen vieler entgegenkommen. Die Herausgabe liegt in den bewährten Händen Wilhelm v. Massows, der den Lesern der Universal-Bibliothek durch seine vorzügliche Ausgabe der Fürst Bismarck-Briefe bekannt ist; er hat die Sammlung mit einer in knappen Zügen gehaltenen, aber höchst treffenden Darlegung über die Ursachen des Krieges eingeleitet. Band I enthält das so bedeutende deutsche Weißbuch und die Verhandlungen mit England vor dem Ausbruch des Krieges, ein zweiter Band soll in kurzem folgen.

Nr. 5714. Das Geheimnis des finnischen Meerbusens. Roman von Carl A. Tavaststjerna. Autorisierte Übersetzung aus dem Finnischen von Mathilde Mann.

Das Buch zeigt, wie Bestechlichkeit und Vertuschungssystem in Rußland von jeher an der Tagesordnung waren. Es schildert diese Korruption höchst spannend an einem Fall aus der russischen Marine, der auf das Jahr 1893 datiert wird: dem geheimnisvollen Untergang eines russischen Monitors „Kussalka“ und seiner 160 Mann zählenden Besatzung im finnischen Meerbusen, sowie die angeleglichen Versuche, das Wrack zu finden und zu heben. Die Erzählung, die grelle Schlaglichter auf die russischen Verhältnisse wirft, wird gegenwärtig lebhaft interessieren.

Nr. 5715. Einberufen! oder Mit Gott für König und Vaterland. Pöste mit Gesang in einem Aufzug (2 Bildern) von S. Salingré. Musik von R. Bial.

Dem lustigen Einakter, der in der allerjüngsten Vergangenheit spielt, liegt eine wahre Begeisterung zugrunde. Bei Einberufung der Landwehr rücken aus dem gleichen Geschäft drei Mann ins Feld: der Kommissar als Leutnant, der Hausbesitzer als Unteroffizier und der Geschäftsinhaber, der beide nicht sehr gut behandelt hat, als Gemeiner. Das heitere Stückchen, das früher schon über

alle Bühnen gegangen ist, eignet sich ganz besonders auch für Liebhabertheater, Krieger- und Gefangenevereine. Es enthält nur — äußerst dankbare — Männerrollen, ein Frauenchor kann ohne weiteres fortbleiben, wo ein solcher nicht zur Verfügung steht. Den Viedern und Complets ist am Schluß noch das überaus wirksam zusammengestellte Soldatenlieder-Quodlibet aus Salingré's Pöste „Berliner Kinder“ als Finale angefügt worden, in dem sich Solisten und Chor betätigen können.

Nr. 5716. 5717. Frau Elisabeth. Roman von Marie Diers. In Leinen gebunden 80 Pf.

Mit Marie Diers tritt eine neue, sehr bemerkenswerte Erzählerin in den Kreis der belletristischen Autoren der Sammlung. Marie Diers stammt von der Wasserfronte und kam frühzeitig nach Berlin, wo sie noch heute wohnt. Sie hat ein reiches Schaffen entfaltet, reich nicht nur der Fasser ihrer Werke nach, sondern auch an Erfolgen, denn die Mehrzahl ihrer Romane waren Treffer. Hierzu gehört auch „Frau Elisabeth“, eine wirkungsvolle Erzählung aus dem modernen Leben.

Nr. 5718. Zwölftausend Kilometer durch Sibirien. Von Oskar Iden-Zeller. Mit einem Bildnis des Verfassers. In Leinen gebunden 60 Pf. Inhalt: Einleitung. — Wolgastänge und Uralbilder. — Zu Fuß durch Steppes und Taiga zum Baikalsee. — Als Flibertknecht auf der Lena. — Im Dienst des Zaren durch Nordost-Sibirien. — Wie ich zu den Eschuktschen kam. — Als Komade unter nordasiatischen Heiden.

Der bekannte Forschungsreisende beschreibt hier die Erlebnisse und Ergebnisse seiner großen Reise durch Sibirien, die ihn während einer Dauer von vier Jahren über das ganze nördliche Asien bis zum Behringsmeer führte. Was er zu erzählen hat, ist ethnologisch außerordentlich interessant, zugleich aber auch in hohem Maße abenteuerlich, denn er durchzog weite Strecken Nordostsibiriens in Stellungen, wie sie sich aus der notwendigen Anpassung an die Kulturverhältnisse jener entlegenen Gebiete ergaben: als Flibertknecht, als Polizeifolbat, als Postillon und schließlich als Knecht bei den heidnischen Nomaden im Tschuktschenlande. Die mannigfachen Beobachtungen über russische Zustände, die er mittelst, machen das Buch augenblicklich doppelt beachtenswert.

Nr. 5719. 5720. Kriegsgeetze des Deutschen Reiches. Textausgabe mit kurzen Anmerkungen und Sachregister. Herausgegeben von Karl Pannier. In Leinen gebunden 80 Pf.

Die gewaltigen Umwälzungen, die der gegenwärtige Krieg auf allen Gebieten des deutschen Wirtschaftslebens hervorgerufen hat, machten den Erlaß einer Reihe von Gesetzen notwendig, die bestimmt sind, das Reich vor wirtschaftlichen Erschütterungen zu bewahren und für die besonderen durch den Krieg hervorgerufenen Verhältnisse erleichternde Maßnahmen zu treffen. Die überwiegende Mehrzahl dieser sog. Kriegsnotgesetze mit den wichtigsten hierzu erlassenen Ausführungs- und Ergänzungsbestimmungen ist in der vorliegenden Sammlung vereinigt. Aber auch in früheren Reichsgesetzen sind Bestimmungen enthalten, deren Kenntnis im gegenwärtigen Kriegszustande für die Allgemeinheit von Bedeutung ist. Alle diese Bestimmungen sind in die vorliegende Sammlung organisch hineingearbeitet, so daß sie einen umfassenden Überblick über die für Kriegsverhältnisse maßgebenden Bestimmungen der Reichsgesetzgebung gewährt. Über 70 reichsgesetzliche Bestimmungen sind aufgenommen, so daß die Sammlung an Reichhaltigkeit alle bisher erschienenen Zusammenstellungen übertrifft. Die Herausgabe ist von Karl Pannier besorgt, dem die Universal-Bibliothek eine große Reihe vielgeehrter Gesetzesausgaben verdankt. Zu einer zweiten Sammlung sollen demnächst die gesetzlichen Bestimmungen erscheinen, die sich auf die Verpflegung der Militärpersonen und ihrer Hinterbliebenen beziehen und die für die gegenwärtige Kriegszeit von weitreichender Bedeutung sind.

13 mal wöchentlich
Wochentags 2 mal
Sonntags 1 mal

Berliner Neueste Nachrichten

Mk. 1.84 monatlich
Mk. 5.50 vierteljährlich
d. alle Postanstalten

Große, nationale und unabhängige Tageszeitung
erscheint morgens und abends, auch Montags
mit folgenden Beilagen

Deutscher Hausfreund Mode und Handarbeit
Illustriertes Sonntagsblatt. Illustrierte Modebeilage.

Verlosungsliste f. Wertpapiere, Sommerkursbuch, Wandkalender.
Die „Berliner Neuesten Nachrichten“ wenden sich an alle vaterländisch gesinnten Kreise der Bevölkerung, welche keiner parteipolitischen Führung bedürfen und eine ihrer Bildung und ihrem Stande angemessene Zeitung zu lesen wünschen. Durchaus in nationalem Sinne geleitet, im Streite der Meinungen stets vornehm, bieten sie sowohl dem Hausherrn, wie auch den übrigen Familienmitgliedern vielseitig, informierenden u. unterhaltenden Lesestoff.

Probenummern kostenfrei.

Geschäftsstelle der Berliner Neuesten Nachrichten
Berlin SW. 48, Friedrichstraße 239.

Der geschichtliche Roman mit seinen buntbewegten historischen Schilderungen erfährt in den Schöpfungen von C. Hauptmann (L. de Ridder)

Lysa vom Drachenfels Späte Erkenntnis Göddert van Halveren Die Tochter der Hexe

eine Bereicherung, welche weiteste Beachtung verdient.
Lebendige, spannende Handlung, dabei historische
Treue der Schilderung zeichnen die Romane aus.

Preis in Original-Leinenband 2,50 Mk., broschiert 2,- Mk.

DURCH JEDE BUCHHANDLUNG ZU BEZIEHEN
VERLAG P. HAUPTMANN · BONN a/Rh.

Dr. Ernst Sandow's Kohlensäure-Bäder

besitzen alle Vorteile anderer Systeme ohne deren Nachteile und sind die billigsten.

**Langsame, starke Gasentwicklung. Keine flüssigen Säuren.
Kein unangenehmer Geruch. Keine Apparate oder dergl.**

1 Bad im Einzelkarton	M. 1.10	}	unfrankiert ab Hamburg,
10 Bäder in „loser“ Packung	" 10.65		
1 Schutzeinlage für die Badewanne	" 3.—		
Sauerstoff-Bäder	" 2.— franko.		

Augenbäder nach Dr. Hesse

zur Heilung und Verhütung äußerer katarrhalischer und entzündlicher Augenerkrankungen und zur Pflege der Augen M. 1.50 franko.

Dr. Ernst Sandow, Chemische Fabrik, Hamburg.

Zeitgemäße Bücher

**Sicheres Reden an
die deutsche Nation**

Univ.-Bibl. Nr. 392/93.
Geb. 40 Pf., geb. 80 Pf.

Bismarck's Reden

Mit verbindender geschichtl.
Darstellung, herausgegeben
von P. Stein. 13 Bände
mit 9 Porträts und Register.

1. Bd.: Von Jahre 1847-52. - 2. Bd.:
Von 1862-66. - 3. Bd.: Von 1866-68.
4. Bd.: Von 1868-71. - 5. Bd.: Von
1871-74. - 6. Bd.: Von 1873-77. -
7. Bd.: o. 1878-80. - 8. Bd.: Von
1880-82. - 9. Bd.: Von 1882-84. -
10. Bd.: Von 1884-85. - 11. Bd.:
Von 1885-87. - 12. Bd.: Von 1887
bis 1890. - 13. Bd.: Im Ausst. hand.
Univ.-Bibl. Nr. 3333-40. 3361-63.
3411-13. 3451-53. 3561-63. 3611-13.
3696-98. 3751-53. 3791-93. 3841-43.
3871-73. 3908-10. 3961-63.

Geheftet je 60 Pfennig,
in Leinen je 1 Mark.

Durch jede Buchhandlung
zu beziehen

Die im Bereiche des Deutschen Reiches weilenden Ungarn
werden hiermit aufmerksam gemacht, daß die
allerbeliebteste ungarische Zeitung



welche in einer Auflage von täglich
über 330 000 Exemplaren erscheint, für den
ganzen Bereich des Deutschen Reiches bestellbar ist.

Der Az Est enthält täglich die allerneuesten Nachrichten von
den Kriegsschauplätzen, sowie vorzügl. Landkarten derselben.

Abonnements werden entgegengenommen durch die Admi-
nistration des Az Est in Budapest, sowie durch die Firma:
Georg Stülke, Hofbuchhändler, Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 66

Bezugspreis: vierteljährlich 10 Mk. 95 Pf.	Die Wiener Tageszeitung DIE ZEIT	Bezugspreis: vierteljährlich 10 Mk. 95 Pf.
--	--	--

ein großes, vornehmes Blatt der Intelligenz, bietet verlässliche Depeschen und Be-
richte von den Kriegsschauplätzen, treffliche Artikel, ausgezeichnete Feuilletons,
objektive Mitteilungen auf dem Gebiet der Volkswirtschaft und des Handels usw.

Redaktion, Administration und Druckerei: Wien, IX., Leichtensteinst. Nr. 23.

Als
hervorragende deutsche Erzeugnisse
empfehlen wir:



Kakao
Schokolade
Napolitains

Sahne-, Milch-, Nuß- und Vanille-
Schokoladen
Jungdeutschland-Schokolade
Hafermalzkakao

David Söhne, Aktiengesellschaft
Kakao- und Schokoladenfabrik, Halle a. S.

Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig

Kriegslieder

Universal-EiBibliothek Nr. 5711. Geh.
20 Pf., in Tascheneinband 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

GERMANIA

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin

Lebensversicherung mit ärztlicher
Untersuchung mit und ohne
Einschluß der Invaliditätsgefahr.

Sicherheitsfonds:
418 1/2 Millionen Mark

Lebensversicherung ohne ärzt-
liche Untersuchung mit durch-
weg garantierten Leistungen.

Aussteuerversicherung :: Leibrentenversicherung :: Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.

Hervorragend günstige Bedingungen in allen Geschäftszweigen der Gesellschaft.

Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei.